ALLERHAND ANEKDOTEN

Die teuere Skizze

Adolf Menzel, sonst von liebenswürdiger Bescheidenheit, konnte sehr stolz und abweisend sein, wenn man von ihm etwas verlangte, das er als ungehörig empfand. Eines Morgens, der Meister ist gerade emsig beschäftigt, klingelt es. Ein Engländer tritt herein, Menzel sofort mit einem Bombardement von Fragen belästigend. Bittet, als er sich endlich zum Gehen wendet, um eine Skizze. Menzel, obwohl durch die Aufdringlichkeit und das Benehmen des Engländers verärgert, nimmt ein Blatt, eine Zeichnung aufweisend, und reicht es dem Engländer. Der verzieht enttäuscht die Mundwinkel und übergibt Menzel ein Album mit dem Wunsch, darin eine Skizze hinzuwerfen. In wenigen Strichen entsteht der Kopf Friedrichs II.

"Kostet tausend Mark", sagt Menzel ,als er dem Engländer das Buch reicht.

Der ist entrüstet: "Fünf Minuten Arbeit?"

"Ist Ihnen wohl zuviel?" poltert Menzel heraus, nimmt das Skizzenbuch, reisst die Zeichnung heraus, diese entzwei und dreht dem Engländer den Rücken zu.

Der Tausch

Einmal hatte Menzel ein Hoffest im Bilde festgehalten. Die Hofdamen indessen waren mit dem Bild nicht zufrieden. Es hatte ihr Missfallen erregt, dass Menzel sie so gemalt hatte, wie sie in Natura aussahen, und nicht, wie sie hätten aussehen mögen. Nach längerer Beratung schickten diese Damen einen Offizier zu Menzel, der diesem die Bitte unterbreiten sollte, die dargestellten Damen etwas zu verschönern.

Menzel ging einige Male, die Hände auf dem Rücken verschlungen, in seinem Atelier hin und her, sah bald auf das Bild und bald auf den Offizier.

"Ja, wissen Sie", sagte er dann, "das kann ich nicht. Wenn Sie's können, soll's mich freuen. Verbessern Sie meinetwegen das Bild, und ich übernehme währenddessen das Kommando Ihres Regiments."

Das Bild blieb, wie Menzel es gemalt hatte.

Die "Kleine Exzellenz"

Menzel geriet jedesmal aus dem Häuschen, wenn jemand über die Kleinheit seines Wuchses Andeutungen zu machen wagte. Spazierte er da, wie an jedem Tag, zu einer bestimmten Stunde durch den Tiergarten. Unterwegs kam er an einer Gruppe höherer Töchter vorbei. Lachen und Kichern drang an sein Ohr, und aus der allgemeinen Heiterkeit heraus eine vorlaute Stimme: "Wie niedlich ist doch der grosse Maler!"

Jäh flog da der Kopf Menzels herum, scharf blitzten die Augen die Sprecherin an: "Meine Damen, das ist ein Irrtum. Von weitem bin ich bedeutend grösser. Sehen Sie also zu, dass Sie schnellstens die richtige Entfernung zwischen uns legen."

Der Dank

Neben seiner liebenswürdigen Bescheidenheit war eine tiefe Dankbarkeit für den bescheidensten Liebesdienst eine der hervorstechendsten Eigenschaften der "kleinen Exzellenz". In Kissingen, wo Menzel seinen Sommerurlaub zu verbringen pflegte, malte er einst eine Landschaft. Dicht um ihn tollte die Dorfjugend, die ihn in immer stärkerem Masse belästigte.. Ein unbekannter Herr enthob Menzel der Sorge, durch die Dorfrangen abgelenkt zu werden. Durch kleine Geldgeschenke brachte er sie dazu, dass sie von dem Meister abliessen und sich einen anderen Tummelplatz suchten. Als Menzel Pinsel und Palette aus der Hand legte, bedankte er sich wärmstens bei dem Fremden und fragte, was ihn dieser Liebesdienst gekostet habe. Als dieser mit der Sprache nicht heraus wollte, erkundigte sich Menzel nach seiner Adresse und schickte dem Ueberraschten eine Skizze mit einer Widmung zu.

Die Wirkung

Anton Pawlowitsch Tschechow und Maxim Gorki wohnten einst — es geschah noch im tiefsten Frieden — im weltberühmten Moskauer Künstlertheater einer Aufführung des bekannten Tschechowschen Dramas „Der Kirschgarten" bei. Nicht im Parkett, sondern hinter den Kulissen. Gegen Mitte des zweiten Aktes versetzte Gorki seinem Freunde einen unsanften Rippenstoss und wies auf einen Biedermann in der zweiten Reihe des Zuschauerraumes, der da den Schlaf des Gerechten schlief: „Das ist die Wirkung Deiner Stücke auf die Besucher! Eine ehrlichere Kritik kannst Du nicht verlangen."

„Du irrst Dich, geliebter Freund", erwiderte Tschechow gelassen schmunzelnd. „Der Mann wohnte der gestrigen Aufführung Deines Kunstwerkes „Nachtasyl" bei und schläft eben heute noch!"

Man kann auch "ohne"

Der Kritiker Mathews Brander war in den Vereinigten Staaten ein weit und breit gefürchteter Mann. Als ihm einst ein Freund die Kunde von den fabelhaften Leistungen eines einarmigen Klaviervituosen vermittelte, schien der Kritiker gar nicht erstaunt. „Einfach wunderbar, wie dieser Mann, dessen linker Arm amputiert werden musste, sein Instrument beherrscht", schwärmte der Freund. — „Das ist doch nichts Besonderes", fällte Brander das Urteil. „Warum sollte nicht ein Mann ohne Arme Klavier spielen können, wo doch jahrein jahraus Sänger und Sängerinnen ohne Stimme singen?"

In der Mitte liegt die Wahrhei

Der geistreiche und unverwüstliche französische Dramatiker Tristan Bernard besuchte gelegentlich einen weit jüngeren Kollegen, dessen Stükke neuerdings viel aufgeführt wurden. Die moralischen und materiellen Erfolge blieben naturgemäss nicht ohne Wirkung auf den jungen Titanen. Er ging in seiner Selbstüberschätzung so weit, dass er sein Glas auf das Wohl der „beiden grössten Bühnenautoren des Jahrhunderts" leerte. — „Welche meinen Sie denn, mein Lieber?" fragte ihn Bernard erstaunt. — „Die beiden, die sich im Augenblick in diesem Raum befinden", lautete die selbstbewusste Antwort. — „Nicht doch", wehrte Bernard bescheiden und höhnisch zugleich ab, „ich glaube ja doch nur die Hälfte von dem, was Sie mir da erzählen..."

Die Gedenktafel

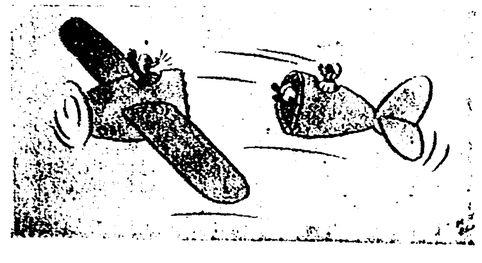
Derselbe wenig bescheidene Jüngling hatte ein anderes Mal mit Louis Verneuil Pech. Die beiden kamen auf einem kleinen Bummel an dem Hause vorbei, dessen Wand die Gedenktafel Joris Karl Huysmans' schmückt. Der junge Meinster konnte nicht umhin, vor dem Hause stehen zu bleiben und pathetisch auszurufen: "Was wird wohl auf der Tafel stehen, die man dereinst am Hause anbringen muss, in dem ich jetzt wohne!" — „Nichts einfacher als das", meinte Verneuil, „Möbliertes Zimmer zu vermieten!"

Die Locke

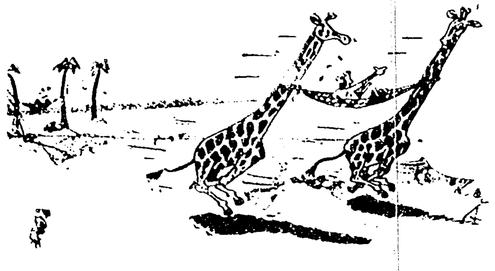
Der Sohn von Edmond Rostand, Maurice, selbst erfolgreicher Schriftsteller, hatte viele Feinde, die ihm seine sarkastische Art stark verübelten. Eine bekannte Schauspielerin der Comédie Française wollte sich in einer grösseren Gesellschaft endlich einmal für die vielen bissigen Bemerkungen des jungen Dichters rächen, fasste eine Locke seines Künstlerkopfes an und liess diese erst nach vergeblichen Versuchen wieder los: „Entschuldigen Sie, Monsieur, ich dachte, die Locke sei falsch." Die Versammelten schmunzelten verständnisvoll, der Dramatiker lächelte süss-sauer und liess auf die Revanche nicht lange warten. Wenige Minuten später fasste er eine Locke der Künstlerin an und siehe da, das Haar blieb in seiner Hand. Madame wurde purpurrot vor Scham. Rostand lächelte aber siegesbewusst: „Entschuldigen Sie, meine Gnädigste, ich dachte, die Locke sei echt."

Die Gemeinschaftsarbeit

Der beispiellos fruchtbare Dumas der Aeltere wurde sehr oft beschuldigt, seine Dramen nicht selbst zu schreiben, sondern nur die grossen Szenen aufzubauen und die Kleinarbeit durch unbemittelte Schriftsteller besorgen zu lassen. (Ein System, das sich heutzutage leider nachweisbar auf allen Gebieten des Theaters eingebürgert hat!). Als er einmal vor Gericht zitiert wurde, um eine solche Plagiat-Affäre aufzuklären, geriet er mit dem Vorsitzenden des Gerichtshofes in eine literarische Unterhaltung, die volle drei Stunden dauerte. Der Richter merkte es nur zu deutlich, dass er es mit einem geistvollen Mann zu tun hatte, und bedauerte lebhaft, den in höchstem Grade anregenden Gedankenaustausch abbrechen zu müssen. Dumas nahm von dem Manne mit folgenden Worten Abschied: „Tun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr Gerichtsrat, und unterhalten Sie sich auch einmal mit meinem angeblichen Mitautor eine knappe Viertelstunde. Dann können Sie am besten beurteilen, wer meine Stücke in Wirklichkeit geschrieben hat."



"Hab' ich dir nicht immer gesagt, du Idiot, du sollst aufhören, an den Schraubenmuttern herumzuspielen!"



"Nun sieh bloss, wo du gestern abend meine Hängematte befestigt hast!"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 26. Mai — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1519 XL. Jahrg.

ES SPRACH DER HERR...

Von Johan Luzian

Es sprach der Herr über Leben und Tod:
Ich hab eure Erde geschlagen mit hundertschwänziger Geisseln.
Ich hab euch zertreten die Frucht und das Brot.
Ich will mein Kreuz in die Trümmer der Städte meisseln.

Es sprach der Herr am Tag des Gerichts:
Ich hab eure falschen Führer in ruhmlose Gräber geworfen.
Ich hab euer Reich zerstampft in das Nichts.
Ich hab eure Leiber bedeckt mit Geschwüren und Schorfen.

Es sprach der Herr am Tage des Leids:
Ihr sollt auf geschändeten Aeckern um Samen und Wurzeln flehen.
Ihr sollt auf zerstörter Stätte zerlumpten Kleids
wie Ausgestossene unter den Völkern der Erde gehen.

Es sprach der Herr am Tage des Siegs.
Ich will den Fuss des Richters auf eure Nacken setzen.
Ich zerbreche die Schwerter des letzten Kriegs.
Ich will eure Fahnen und Zeichen zu Staub zerfetzen.

Doch sprach der Herr auch am Tage der Not:
Denn Mein ist die Rache auf dieser Erde.
Mein ist zu brechen den Stab über Leben und Tod,
zu sagen: Stirb, dass ein reineres Menschenbild werde!

Und, sprach der Herr zu den Völkern der Welt:
Ich habe den Sieg in eure Hände gegeben,
dass ihr ihn leuchtend über die Hügel der Gräber stellt,
Kreuziget abermals nicht in meinem Siege das Leben!

Und es schwieg der Herr, da alles schwieg,
Waffen und Kampf und Schrei und der Siegesjubel, der wilde:
Grösser als alle Siege sei dieser Sieg
und grösser als Rache die Gnade des Herrn und die Milde! ...

Die Schauspielerin Elisabeth Bergner

VON P. WALTER JACOB

Im Jahre 1923 taucht in Berlin eine neue, junge Schauspielerin auf: Fast zufällig scheint sich das Repertoire, die Reihenfolge der Rollen zu ergeben, in denen sie zu sehen ist... eine zerbrechliche, hilflose Japaner-Witwe in Berstls Komödie vom "Lasterhaften Herrn Tschu", eine kleine Verführerin in Fuldas "Esels Schatten", dann — merkwürdiger Gegensatz — die Katharina in Shakespeares "Widerspenstiger", Strindbergs "Königin Christine" und "Fräulein Julie", schliesslich die Viola und die Rosalinde in Shakespeares "Was Ihr wollt" und "Wie es Euch gefällt". Das berliner Publikum — als kalt, spröde und skeptisch verschrien — gibt seinem neuen Liebling in einem wüsten Inflationswinter, was eine Schauspielerin nur an Beifall und Gefolgschaft fordern kann. Mehr, dieses berliner Theaterpublikum, trotz Krieg und Revolution verwöhnt durch die Reinhardt-Spielpläne eines Jahrzehnts, die Ensemble-Kultur des Lessing- und des Deutschen Theaters, durch Serien von Gastspielen aller Bühnen-Berühmtheiten der Welt, verliebt sich in eine junge, kleine Schauspielerin, die in einem halben Dutzend Rollen sich präsentiert und triumphiert.

Wo liegt der Grund dieser Begeisterung, dieses Freudenfeuers, das eine Theaterkraft entfacht? Steht da eine Virtuosin auf der Bühne, die alles bisher Gesehene und Erlebte in den Schatten stellt? Tragödin, die die Menschen mitreisst, ihnen einen Spiegel ihres eigenen Leides vorhält? Eine Revolutionärin, aus der Zeit geboren und aufgetaucht, die die Sehnsucht ihres Publikums von den Brettern herab verkündet? Oder eine Sumpfblüte dieser Jahre, so "interessant", so "pervers", dass sie die Nerven ihrer Zuhörer und Zuschauer zur Besinnungslosigkeit peitscht? —

Keines von allem... eine kleine, zierliche, hauchzarte, kindliche Frau steht auf der Bühne, ein Mädchen fast, bemitleidenswert noch in der Heiterkeit, fraulich noch in der Knabenhaftigkeit, gebrechlich in Körper, Stimme, Gebaren, edel anzuschauen, mit feinem, aber tragendem Organ... und wenn sie auftritt, entsteht die grosse, "dichte", tragende Stille... das Publikum lauscht, hört ihr — selbst in dem Riesenraum des "Grossen Schauspielhauses" — atemlos, gebannt zu, wie sie ganz leise die kleinen Dinge daherspricht, die doch so wichtig sind, wie die "grossen Szenen" sich plötzlich auflösen in ein Mosaik von stillen und winzigen, aber von einer Intensität sondergleichen getragenen Gesten und Worten... "Man muss sie lieben... dieses köstliche Naturgeschöpf, diese Lieblichkeit an sich... man kann sich nur vorstellen, dass sie eines Tages da war, dass die Leute sie bewundert haben, sie bewundern mussten... dass ihr Weg leicht war, von heute auf morgen zur Höhe ging!"

Dies ungefähr ist die Meinung der Menschen, die 1923 die Bergner in Berlin erleben und bewundern. Und wie sah der Weg bis Berlin, die Entwicklung aus den Anfängen bis zum Augenblick der Bewährung an erster Stelle nun wirklich aus? — Die gebürtige Wienerin, die auf der Schauspielschule als aussergewöhnlich begabt, doch eben nicht als "sensationelles", bahnbrechendes Talent auffällt, hat es nicht leicht gehabt, hinaufzukommen. Das "Vorsprechen", das Herumsitzen bei Agenten, das Antichambrieren bei Direktoren ist ihr wie so vielen anderen nicht erspart geblieben. Von der wiener Theaterschule aus die übliche Karriere machen, das heisst: in die Provinz gehen, "Fach" spielen, Repertoire erarbeiten, sich im kleinen, schnellen, die Stücke und die Premieren in kürzester Zeit hintereinander herauspeitschenden Betrieb bewähren. Schwer für eine junge, sehr eigene Person, die weder in Erscheinung noch in der Stimme irgendetwas von dem mitbringt, was man sich damals — in den ersten Kriegsjahren des vorigen Weltbrands — unter einer "jugendlichen Liebhaberin" oder gar "Heldin" vorstellt!

Immerhin, ein Engagement nach Innsbruck kommt zustande, und 1917 sitzt sie in Zürich, ist am dortigen Schauspielhaus engagiert. Das ist damals für einen jungen Theatermenschen nun ein Glücksfall, etwas Einmaliges, ganz und gar Unerhörtes — ebenso wie 25 Jahre später wieder! —, denn Zürich, diese ruhige, in langsamer, gediegener bürgerlicher Tradition gewachsene patrizische Stadt ist damals ein Weltzentrum nicht nur der Spionage, sondern auch der europäischen Kultur. Hier trifft sich, hierher kommt und hier bleibt, was aus dem Irrsinn des Krieges flüchten will. Künstler, Literaten, Friedenssucher, Weltverbesserer, tätige Sozialisten. Und hier steht die Bergner also auf der Bühne eines Theaters, das inmitten dieses internationalen Jahrmarkts der Wichtig- und Nichtigkeiten sein "Repertoire" spielt, das in gewissen Abständen für seine Abonnements Premieren bringen muss, das Klassiker und neben ihnen die moderne wesentliche Produktion, aber auch das Unterhaltungsstück, das gute und das nichts als reisserische pflegen muss. Es gibt Ausnahmeabende, und die Bergner nimmt an ihnen teil: So steht sie einmal neben Frank Wedekind, kreiert mit ihm zusammen die Effi in "Schloss Wetterstein", fällt auf; spielt, als Moissi den Hamlet gibt, die Ophelia ,interessiert!

Fällt auf... interessiert... damit erschöpft sich vorläufig der Erfolg, der übliche Ausmasse nicht übersteigt. Ein paar Kollegen glauben an ihren Weg, ein paar Provinzdirektoren, auch Leiter bedeutenderer Kunstinstitute horchen auf, wenn sie spielt oder — immer noch — vorspricht... mehr ist es bis jetzt nicht, und selbst ein ganz aussergewöhnliches Ereignis, das sich in Wien abwickelt, bringt zu Ende des vorigen Krieges immer noch nicht den eigentlichen "Durchbruch". In der Neuen Wiener Bühne wagt Siegfried Geyer, ein Theaterdirektor, Schauspielregisseur und Bühnenautor von viel Erfahrung und kluger Kenntnis des Metiers, die Bergner in einer seltsamen Rolle herauszustellen. Er spielt Arnold Zweigs aufwühlende "Sendung Semaels", den von einer wuchtigen, visionären Bilderfolge gerahmten Bericht eines ungarischen Ritualmord-Prozesses. Und in diesem mit dem Kleistpreis gekrönten Dichtwerk gibt es die Rolle eines 13-jährigen Knaben, eines jüdischen Kindes, das unwissend, bemitleidenswert, dumpf und doch wie aus eigensinnigem Trotz zum erpressten Kronzeugen gegen seine Glaubensgenossen wird. Dieses Kind, diesen Jungen — schon damals spielt sie ja knabenhafte Frauennaturen am liebsten — spielt die Bergner, und wenige, durchaus nicht die vielen, geschweige denn alle, erkennen damals, als sie leidend, mit weit aufgerissenen Augen und unnachahmlicher, gehemmter Bewegung als "Moritz Scharf" über die Bühne geht, welche schauspielerische Kraft sich da kundtut, welche darstellerische Potenz da heranzureifen verspricht. Alfred Polgar gehört zu denen, die erkennen. Seine Kritik in der berliner "Weltbühne" lässt die "Eingeweihten" zum ersten Male sich den Namen Elisabeth Bergner merken.

Aber noch greift weder Wien noch Berlin nach dieser neuen, jungen Kraft. Die nächste Zwischenstation ist vielmehr München. In den Kam-

merspielen Falckenbergs, in denen schon so manches Talent, das sich später in Berlin oder Wien vollenden sollte, "entdeckt" wurde, geht ganz langsam nun auch der "Stern" der Bergner auf, bereitet sich das vor, was sie später zum "Star" machen soll, zum Mittelpunkt, zum unscheinbaren, aber vibrierenden, alle Aufmerksamkeit wie unabsichtlich auf sich konzentrierenden Mittelpunkt jeden Ensembles, in dem sie spielt.

Das München, in das die Bergner 1920 kommt, ist zwar nicht mehr das München der Vorkriegs-, der Wedekind-Zeit ("eine Mischung von Paris und Florenz", wie Erich Mühsam einmal sagte), aber zumindest auf dem Neben-Kriegs-Schauplatz der Kunst lebt noch vielerlei, was diese Stadt der Museen und der Brauereien — bis zu einem gewissen Grade — liebenswert macht. Hier wirkt als Hüter und Wahrer eines einst von Gustav Mahler in Wien übernommenen Erbes noch Bruno Walter. Wer festliches Operntheater, wer Wagner- und vor allem Mozart-Festspiele, wer Musteraufführungen der Romantiker und der Modernen sehen und hören will, der pilgert nicht mehr nach Bayreuth und noch nicht nach Salzburg, sondern der fährt einmal im Jahr zumindest nach München, wo neben der Oper überdies auch das Schauspiel unter dem von Frankfurt gekommenen, allzu bald dahingegangenen, vornehmen, geschickten und geschmackvollen Karl Zeiss im ehemaligen Hof-, dem jetzigen Staatstheater eine neue Blütezeit erlebt. Und so wechselt denn auch die Bergner nach herrlichen Leistungen bei Falckenberg schliesslich ans Staatstheater hinüber, von wo dann — endlich — auch der Sprung nach Berlin gelingt.

Soll man die Bergner-Rollen aufzählen, die bei den münchner "Zünftigen" noch lange Jahre im Gedächtnis haften? Muss man erzählen von der Rosalinde, diesem schweigsam-lieblichen Knaben-Mädchen aus der Wald-Komödie Shakespeares, dem hierzu in kräftig launigem Gegensatz stehenden verteufelten Puck des "Sommernachtstraum"? Ist Tagores "Postamt" heute noch ein Begriff, erinnert man sich noch an den zarten, todkranken, dahinwelkenden Knaben Amal, der an seinem kleinen Fenster doch die ganze Welt erlebt, und den die Bergner geradewegs ins Herz jeden Zuschauers sprach, fühlte, lebte? Soll von Gesellschaftsmässigem, von Maughams "Kreis" mit der schelmisch-heiteren Lady, soll von Nestroyisch-Wienerischem gesprochen werden, von dem herrlich-frechen Lausbuben Christoferl, an dem jeder Nerv und jede Muskelfaser sich einen "Jux machn will"?

Soll man die einzelnen Rollen aufzählen, bei einer so reifen, so eigenartig abseitigen und doch zutiefst graziösen Leistung wie der Komtess Helene in Hofmannsthals "Der Schwierige" (den Gustav Waldau hier und anderwärts so unvergesslich verkörperte) verweilen, oder soll man vielmehr das Typische, das allen Interpretationen der Bergner Eigene und Charakteristische, immer und unabweisbar Spürbare und doch so schwer mit Worten Fassbare darstellen?

Denn das ist vielleicht das Interessanteste, dass bei dieser kleinen, vom Spieltrieb besessenen Frau, deren Bühnengestalten doch immer wieder wie gerade aus diesem einen gegenwärtigen Augenblick geboren wirken, auch alle jene Worte, die man sonst gebrauchen mag, um Spielarten der Bühne zu charakterisieren, ganz und gar versagen. Oder bezeichnet es etwas Typisches, ihre Art Treffendes, wenn wir feststellen, dass sie psychologische Nuancen mit der Kunst eines naturalistischen Kammer-Spielers setzt? Will es etwas sagen, dass ihre Bewegung "stilisiert", wie von einem musikalischen Rhythmus getragen ist, dass die Stimme diszipliniert ist, in all ihrer Feinheit Steigerungen hergibt wie bei einer der grossen Tragödinnenen, der Virtuosinnen des klassischen Welttheaters? — Dies alles mag Einzelnes treffen, das kleine — oder wenn man will auch grosse — Wunder, das uns bei jedem begnadeten Schauspieler, bei jeder wahrhaft grossen Menschendarstellerin wieder und wieder packt, erklärt es nur in den seltensten Fällen und ganz gewiss nicht in dem der Bergner.

Und wenn man denn das Phänomen ihrer Wirkung wie das der anderen grossen Mimen enträtseln will, so hilft vielleicht der eine Gedanke, dass man die Kunst des Schauspielers zwar eine "nachschaffende" nennt, dass aber in ihren höchsten, bewundernswertesten Vertretern auch sie "schöpferisch" wird oder sich doch all dem nähert, was künstlerisches Neuschaffen und Gestalten charakterisiert. Denn wer etwa eine Figur wie "Fräulein Julie", eine Rolle wie die berühmte Widerspenstige von der Bergner gesehen hat, der weiss oder ahnt und fühla zumindest, dass hier zwar die klassisch gewordenen Vorlagen des Dichters ohne Vergewaltigung dargestellt wurden, dass aber eine Darstellerin höchsten und eigensten Formats die Rollen doch für sich und aus sich neu gestaltet, neu geschaffen hat. Wie anders wäre es sonst möglich, dass diese Frau mit dem Knaben-, dem Kinderkörper eine Shakespearesche Katharina glaubhaft machen, die Bekehrung jenes verstockten Teufels dartun könnte, der sonst von der kompaktesten, der massivsten Frauensperson jeden Ensembles dargestellt zu werden pflegt? Wie sollte es erklärlich sein, dass sie, deren Kindlichkeit, deren schelmische, tänzerische Grazie in der "Viola" und "Rosalinde" sich schlackenlos auf den beglückten Hörer übertrug, deren Heiterkeit und Mädchenhaftigkeit ihr ganzes Wesen auszumachen schien, plötzlich wie kaum eine ihrer Vorgängerinnen die Dämonie und die Dekadenz der Strindbergschen "Julie", die hemmungslose Trieb- und Herrschsucht der "Königin Chrinstie" faszinierend und aufregend kreatürlich erleben lassen kann?!

Gewiss, bei jeder Rolle, die man je von einer anderen Darstellerin sah, wird man bei der Bergner das Gefühl haben, dass sie sie "anders" als die andern spielt, aber nicht um der "Auffassung" willen, nicht, um der sechsten aus Originalitätssucht eine siebte Darstellungsart gegenüberzustellen, nicht um in jedem Falle "die eigene Note" zu wahren, sondern aus dem Zwang, für diesen Körper, für dieses Organ, für dieses kluge, schwingende Instrument ihrer Persönlichkeit die Rolle überhaupt greifbar, spielbar, darstellbar zu machen. Ein Kritiker meinte einmal, die Bergner komme ihm immer vor wie eine Violine, auf der nur die höchste, feinste Saite vorhanden und spielbar sei. Womit er Kritik äussern, was einen Mangel dartun wollte, das wird in Wahrheit zum höchsten Lob: Die Bergner ist tatsächlich das neue, das moderne, feinbesaitete, übernervöse, übergescheite, federnde und zartest organisierte Schauspielerinnen-Instrument, und es ist mehr als Begabung, mehr als die von der Natur geschenkte "Wirkung", wenn sie von dieser Basis aus sich Rollen aus fast allen Gebieten des klassischen und modernen Repertoires erobert, die das Publikum so ganz anders gestaltet in Erinnerung hat . . . wenn sie dem Publikum diese Rollen neu, anders, eigen darbietet und doch so erlebt, so ausgefüllt, mit ihren dezenten, zarten Mitteln so erschöpft, dass "kein Rest und kein Wunsch bleibt".

Es ist auch mehr als Zufall, mehr als Personalpolitik und mehr als Regieexperiment, dass Reinhardt ihr die Rolle der "Heiligen Johanna" in seiner berliner Shaw-Premiere überträgt. Denn hier einmal treffen Rolle und Schauspielerin so ganz zusammen, dass diese Gipfel-Leistung der Bergner, diese mitleidflehende, todesmutige Heldin, dieses naive, unpathetische und seiner Sendung bis zum Opfertode treue Kind, das sie im Vollbesitz ihrer Gaben, ihres ganzen Seins und Könnens, innerhalb eines Meister-Ensembles, geführt von einem Meister-Regisseur, einem ohne alle falsche "Rührung" zutiefst erschütterten Publikum vorlebt, aus der Bühnengeschichte der heiligen Johanna ebenso wenig wegzudenken ist wie etwa die Leistung der Falconetti aus der Filmdarstellung der französischen Nationalheldin.

Mit dieser Shaw'schen "Johanna" ist die Bergner auf ihrem Gipfel, dem ersten in ihrem Leben und Wirken, angekommen. Jetzt — 1924 — ist sie nicht mehr nur der "Liebling" eines Publikums, das sich in sie verliebt hat, jetzt ist sie nicht mehr nur die "interessante Neuerscheinung", der Berlin eine Saison zuzujubeln pflegt, um sie dann mit umso eisigerem Vergessen zu strafen . . . jetzt steht sie auf Deutschlands — immer noch und immer wieder — erster Schauspielbühne, jetzt steht sie in einem bis in die kleinste Rolle ebenbürtigen Ensemble von jungen und alten Meister-Schauspielern, jetzt baut Reinhardt den Erfolg eines Jahres auf ihrer überragenden Leistung auf, jetzt dringt ihr Ruhm bis zu dem staunenden, bärtig-galligen Dichter nach London, dem sie später noch manches Mal von seiner Johanna sprechen wird. — Es mag schwer sein, auf dieser Höhe der "Prominenz" angelangt, sich zu "halten", schwerer noch vielleicht, gespannt zu bleiben, nicht nachzulassen, das Instrument, die Saiten nicht zu verstimmen.

Bei der Bergner scheint es leicht; denn das Wesentlichste, die Atmosphäre, die sie ausstrahlt, der Kontakt, der sich herstellt, wenn das Publikum ihrer nur ansichtig wird, das bleibt ihr treu, überträgt sich vom Theater nun auch auf die Filmleinwand, auf der sie jetzt öfter und öfter zu sehen sein wird. — Bei Reinhardt folgt der "Johanna" die Haitang in Klabunds chinesisch-pittoreskem "Kreidekreis" . . . der Erfolg in die Breite ist, wenn möglich, noch stärker, wenn das Ganze auch auf lockererem Boden gebaut ist als die unvergessliche "Johanna" . . . Rollen und Stücke komman und wechseln . . . die "Mrs. Cheney", die Nina in O'Neills "Seltsamen Zwischenspiel", die Alkmene in "Amphytrion 38." von Giradoux (der für die Bergner auch das "Undinen"-Märchen zu dramatisieren beginnt, das dann die Ozeray zu europäischem und südamerikanischem Triumph führt), die "Treue Nymphe" Tessa der Margaret Kennedy, die sie lange vor der englischen und erst recht vor der nordamerikanischen Verfilmung auf die berliner Bühne bringt und in der sie nochmals ihr ganzes unaufdringliches Sein und Können in einer der zartesten, hilflosesten, schicksalshingegebensten Gestalten zeigt . . . Filmrollen tauchen aus der Erinnerung auf: die "Nju", zwischen Jannings und Veidt gestellt . . . "Fräulein Else", die Schnitzler-Verfilmung mit dem herrlichen, unvergleichlichen, dem unvergesslichen Albert Steinrück als wundervollem Partner . . . dann Tonfilme: die "Ariane" nach Claude Anets Roman, der "Träumende Mund" nach Henri Bernsteins "Melo" . . . moderne Mädchen und schmale, sich verzehrende, an der Liebe, am Glück, an der Zeit oder an ihren ganz persönlichen, für sie aber ins Riesenhafte, Unerträgliche wachsenden Nöten vergehende und verlöschende Frauen . . . daneben immer wieder Theaterabende mit modernen Dichtern, mit Reissern, mit Shakespeare (so etwa die Porzia in einer "Kaufmann"-Inszenierung des Staatstheaters mit Kortner als wunderbarem Shylock, so eine Julia bei Reinhardt, mit Franz Lederer als Romeo) . . .

Aber diese erste Erfüllung (die mit der Geschichte des berliner Theaters verbunden bleibt, mit der letzten Epoche seiner Blüte vor seinem Untergang im braunen Sud) dauert nicht lange. Früher als andere wird sich die Bergner darüber klar, dass das Gebrüll der Zukurzgekommenen, der geistig Minderbegabten, dass die Mordlust der Büttel und Landsknechte, die die schwärzeste Reaktion als "nationale Revolutionäre" maskiert vor ihren blutigen Kriegswagen spannt, unter der Duldung Europas, der Welt, zu einer Lawine anschwellen muss und wird, gegen die es keinen Damm, keinen Schutz mehr gibt. Sie, die wiener Jüdin, die lockenden amerikanischen Film-Angeboten des berliner, des deutschen Theaters wegen so lange widerstand, weiss eines Tages, dass ihre deutsche Karriere beendet ist, dass sie ihre Schauspielkunst, deren überragender, gebietender Teil doch die Sprache als Medium feinster, gestuftester Mitteilung ist, in ein fremdes Idiom wird übertragen müssen. Sie lernt englisch. Klaus Mann hat in seinem "Mephisto"-Roman die Szene geschildert, die sich an einem Abend des Jahres 1932 in der Garderobe jenes Kollegen abspielt, der in der Konjunktur, in der Atmosphäre der sich vorbereitenden politischen "Umwälzungen" . . . "mit dem Strom schwimmt", der — ein zweiter Richard Strauss! — die entstandenen "Lücken" flugs ausfüllt, von Stufe zu Stufe steigt . . . Herr Gründgens kommt, bereitet sein grösstes Entrée vor . . . Frau Bergner geht, geht mit ihrem Mann Paul Czinner, dem Regisseur so mancher ihrer Filme, nach England! —

Die Pause, die man nachträglich wohl "schöpferisch" nennen mag, die Pause zwischen dem letzten Auftreten in Deutschland, dem ersten in England, mag schmerzlich, eine ewige Zeit für diesen Theatermenschen, diese kleine, grosse Menschendarstellerin gewesen sein. Aber die Zweifel, die Hemmungen, die Schwierigkeiten werden überwunden: am 22. November des Jahres 1933 schon steht Elisabeth Bergner auf einer englischen Bühne. Im Manchester Theater präsentiert sich die "Debütantin" dem englischen, ihrem neuen Publikum in ihrer neuen Sprache, ihrem neuen Handwerkszeug! Margaret Kennedy, die Autorin der "Tessa", hat nach ihrem Buch "The Fool of the Family" ein neues Theaterstück gezimmert. Drei Jahre später wird die Welt dieses leidenschaftliche Melodram "Escape me never" auch im Film bewundern. Jetzt setzt sich die Bergner mit der Rolle der Gemma zunächst einmal auf der Bühne durch, oder besser gesagt: Der Start ist gewagt und gewonnen.

Auch hier ist der Weg, der hinaufführt, nicht leicht . . . immerhin, der Ruhm des berliner Stars ist auch in London nicht unbekannt . . . mit Shaw verhandelt man, nachdem die ersten Schritte auf der englischen Bühne gemacht, über die Verfilmung der "Johanna", ja, die kleine Darstellerin, deren berliner Interpretation bei Reinhardt unvergessen ist und bleibt, bekehrt den alten Spötter G. B. S. zum Film. Er selber schreibt das Manuskript, wenn sich auch der Verwirklichung dieses Tonfilm-Traums jahraus, jahrein immer neue Schwierigkeiten entgegenstellen.

Ein anderer Autor noch ist auf die Bergner aufmerksam geworden: Sir James Barrie, der 77-jährige Dichter des "Peter Pan". Er schreibt ihr

DAS GUTE HERZ

VON A. M. AHLENKAMP

Von Gethsemane bis zum Palast des Hohenpriesters ist keine Wegstunde weit. Und doch ist dieser Weg weiter als alle der Erde. Es ist der Weg von der Freiheit in die Gefangenschaft, der Weg von der Treue in den Verrat, der Weg des Menschen. Es gibt wenige Wege, die so menschlich sind wie dieser.

Und der, der ihn ging, sind wir alle.
Petrus.
Es war das gute Herz, das ihn zog.

Leidenschaftlich hatte er seinem Meister Treue geschworen. Leidenschaftlich zog er sein Schwert, als die Häscher die Hand nach ihm streckten. Leidenschaftlich hat er ihn im Palast des Hohepriesters verflucht.

Ich kenne den Menschen nicht!

Und doch ist er ihm als einziger Jünger bis in den Hof des Palastes gefolgt . . .

Ja, das war das gute Herz, das ihn zog. Es war das gleiche Herz, das ihn verriet. Dort, wo sich am Hoffeuer die Kriegsknechte wärmten, sass auch eine Magd. Und die Mägde haben immer besondere Augen. Er war nicht wie die andern, aber er schämte sich, anders zu sein als die andern. Das gute Herz wurde schwach. Stärker als das gute Herz war die Zunge der Magd: Du bist auch bei Jesus dem Galiläer gewesen.

Er aber leugnete vor allen: Ich verstehe nicht, was du sagst!

Dies ist noch kein ganzer Verrat.

Es ist das gute Herz, das sich schont. Man soll die Perlen, seinen inneren Schatz, nicht vor die Säue werfen, hat der Meister einmal gesagt. Und er erhob sich und ging in die Torhalle hinaus. Er hielt den Blicken und Witzen nicht stand. Zudem stand die Sache um seinen Meister sehr schlecht. Somit steht es um alle schlecht, die zu dem Goläer gehalten. Alle Provinzler aus jener Gegend stehen im Verdacht, der Nazarener hat allzu lange dort oben gelehrt.

Und wieder bemerkt ihn eine andere Magd, die deutet mit dem Finger nach ihm, während sie zu den neugierigen Prozesstehern spricht: Der ist auch bei Jesus, dem Nazarener gewesen!

Jetzt dreht Petrus sich um. Sein Ohr ist geschärft und seine Hand fährt wie zu einem Schwure empor: Ich kenne den Menschen nicht!

Das gute Herz wird auf einmal sehr kalt. Hass und Zorn, Erbitterung und Schmerz haben sich wie starre Schalen um seine weiche Empfindung gelegt. Ach, warum liess man Petrus nicht mit seinem guten Herzen allein! Ja, allein sind alle Herzen sehr gut. Aber es scheint, als ob man ihn jetzt auf keinen Fall mit seinem guten Herzen allein lassen wolle. Es stehen und lauern zu viele Gaffer und Lauscher und Tagediebe herum. Und einige treten an ihn heran. Sie blicken ihm scharf ins Gesicht. Sie beginnen zu höhnen: Schon deine Sprache verrät dich, du bist auch einer von jenen!

Jetzt, auf einmal, bricht die Lawo des guten Herzens hervor: Verflucht, dreimal verflucht, ich schwöre euch, dass ich den Menschen nicht kenne!

Worauf nicht eine Menschenantwort, sondern die eines Vogels erfolgt, es krähte nämlich ein Hahn. Und dieser Hahnenschrei, merkt es euch wohl, hat das gute Herz des Petrus durchbohrt. Es war nämlich, als schrie der Herr Jesus aus ihm. Der Herr Jesus, der es dem guten Herzen des Petrus verausgesagt hatte: du bist noch nicht genug. Ehe der Hahn kräht, ehe der nächste Morgen tagt — in jener Nacht in Gethsemane hatte er so prophezeit — in wenigen Stunden schon, tut das gute Herz einen Fall.

Und also geschah's.

Das gute Herz tat einen so tiefen Fall, dass es an diesem Fall zerbrach.

Er ging hinaus und weinte bitterlich. Das gute Herz lag in seiner Hand wie ein zerbrochenes Glas.

---

entscheidend im Unterbewusstsein der kindlichen Seele.

Die schönen deutschen Märchen mit ihren farbenprächtigen Bildern scheinen einzig geschaffen, das Herz unserer Lieblinge zu entzücken. Und doch ist die gesunde Moral der Geschichte, die oft nur leise anklingt wie eine ferne Melodie, ein stiller aber wirkungsvoller Helfer in der Erziehung unserer Kinder. Ergriffen und erschüttert von dem tragischen Schicksal des geliebten Helden ihrer Lektüre begreifen sie plötzlich warum "Müssiggang aller Laster Anfang" ist.

Und die bezaubernden Tierfabeln, in denen der stachelige Igel und der flinke Hase, der böse Wolf und das zarte Reh, die kleinen Pilze und die schönen Blumen leben, lieben und leiden wie menschliche Wesen, erwecken in ihrem zarten Gemüt das Mitgefühl für die stumme Kreatur, öffnen ihnen die Augen für die Schönheit der Natur in Busch und Wald, lassen sie den Zauber einer blühenden Wiese mit summenden Bienen und schwebenden Faltern erkennen und die Farbenpracht und die klangvolle Sprache der Singvögel bewundern.

Ja, geben wir unseren Kindern Bücher in die Hand. Gute, die unterhalten und gleichzeitig ihren geistigen Horizont unbemerkt erweitern. Die ihre Fähigkeit zum Mitfühlen und Verstehen erhöhen, so dass es ihnen selbstverständlich sein wird, alles Lebende zu achten, auch Tiere und Pflanzen.

Geben wir ihnen Bücher, die mithelfen, in ihnen eine gesunde Lebensauffassung zu formen, einen klaren Begriff von Gut und Böse. Auf den Seiten dieser Bücher werden sie, wie auf dem magischen Teppich des Märchens zurückschweben in die Vergangenheit ihres Vaterlandes. Stolz und tapfer werden sie an der Seite San Martin's den gefahrvollen Ritt über die hohen Anden machen, mit Freude und Erstaunen Zeuge sein, wie der erst vierjährige Domingo Faustino Sarmiento schon die hohe Kunst des Lesens erlernte, und abenteuerlustig werden sie mit den ersten Siedlern in die von Indianer bewohnten Gebiete des undurchdringlichen Urwaldes im Chaco ziehen und in die unendliche Weite des südlichen Patagoniens. Die Geschichte, die Landschaft und ihre Menschen, die Kultur ihrer Heimat wird lebendig vor ihnen stehen. Sie werden die hohen Leistungen, den Mut der Pioniere, die die Grundlagen der argentinischen Nation schufen, bewundern lernen.

Wählen wir Bücher, die ihnen den heldenhaften Kampf der Forscher und Denker für Fortschritt und Wahrheit zeigen. Versuchen wir ihnen die Schönheit und Tiefe der Goetheschen Dichtung zu erschliessen, ihnen das tragische Geschick eines Beethovens und sein heroisches Ringen bildhaft zu machen.

Voll Begeisterung werden sie mit Pasteur kämpfen bis die Tollwut besiegt ist, voll Eifer mit Leibniz suchen, sinnen und forschen bis zum erstenmal die Integral- und Differenzial-Rechnug gefunden sind. Lassen wir sie ferne Länder, fremde Küsten und Meere bereisen, ihre Menschen, ihre Sitten und Gewohnheiten, den Werdegang ihrer Kultur studieren.

So wird nicht nur ihr Wissen erweitert, sondern auch die ihnen angeborene Intelligenz aktiviert, ihre Liebe zur Wahrheit, zum objetiven Denken verstärkt. Sie werden sich frei machen von den Nebeln der Unwissenheit, der geistigen Sklaverei. Dann dürfen wir hoffen, unsere Kinder zu Menschen erzogen zu haben, die klaren Geistes die Hohlheit der demagogischen Phrase durchschauen und ihre suggestive, betäubende Macht zu bekämpfen, die in den kommenden Jahrzehnten mutigen, verstehenden Herzens eintreten werden für die geistigen und bürgerlichen Freiheiten, für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit. Und die Fülle ihrer geistigen Interessen wird die in ihnen ruhenden Fähigkeiten entwickeln helfen, wird sie zu einer mannigfaltigen geistigen, und vielleicht sogar künstlerischen Betätigung führen, die ihnen Freude und innere Befriedigung geben wird.

Silbenfüllrätsel

(von E. B.)

1			
2			
3			
4			
5			
6			
7			
8			
9			

an, cal, de, dhe, dy, fah, ge, hen, hen, hil, hö, kreis, lo, ler, mo, ne, pa, ren, ri, ron, rung, ste, sum, tri, u, ve, ver.

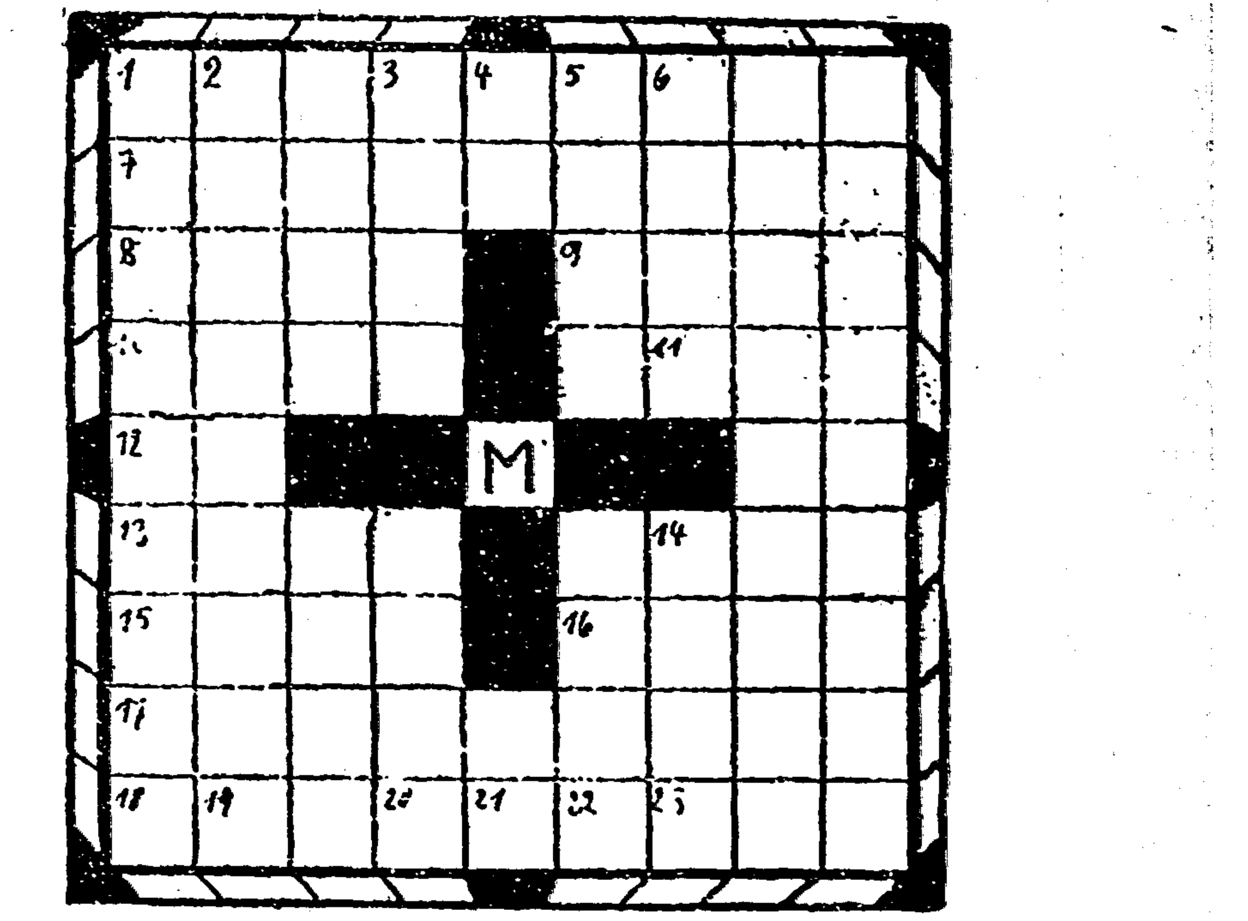
Vorstehende Silben sind so in die Figur einzusetzen, dass die waagerechten Reihen Wörter von nachstehender Bedeutung ergeben:

1. italienische Stadt, 2. italienische Stadt, 3. Beschädigung, 4. Schlaginstrument, 5. spanischer Dichter, 6. [illegible] Pla[illegible], 7. niederländische Stadt, 8. Schweizer Dichter, 9. [illegible]

Die mittlere Senkrechte ergibt sodann einen [illegible] Satz.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel-Novelle (Diagonal-Rätsel)



In diesem Kreuzworträtsel laufen alle Wörter in diagonaler Richtung.

Der 19 U der Stadt 5 O tagte, um der Gefahr vorzubeugen, dass eine neue 18 U das Land wieder an den 10 U des Unglücks führen könnte.

Der Sprecher, 3 O Buitenzorg war ein grosser schlanker Mann, gerade wie ein 13 U gewachsen, der seinen 1 O bis auf die Zeit der 10 O zurückführen konnte. Er war nicht nur ein hervorragender Redner, sondern er konnte das Land wie kein anderer, da er als leidenschaftlicher 20 U von morgens früh, wenn der 14 O noch auf den Wiesen lag, bis spät am abend, es zu inspizieren pflegte.

Da man ihn fast immer zu Pferde sah, nannte man ihn, auch seines roten Haares wegen, allgemein wie den grossen Reiter-General Napoleons, 9 U.

"Wir müssen eine Radikal-23 U unternehmen" sprach er mit lauter Stimme, die er durch häufiges Gurgeln mit 21 U zu trainieren pflegte. Er hatte den ersten Weltkrieg mitgemacht, kam in englische Gefangenschaft auf die Insel 7 O, war immer an der Spitze, wenn es was zu unternehmen galt, und war überhaupt immer und überall number 2 O.

"Ich habe gehört, dass eine grosse chemische Fabrik, ich glaube die 12 O Werke bei Merseburg, einen Artikel zur Festigung der Deiche erfunden haben. Ich empfehle, dass wir uns entsprechend erkundigen" fuhr er fort. Und nun begann eine lange Debatte, die ihm durchaus nicht behagte. Er war für 22 U-Politik. Kurz und bündig war sein Ideal.

Endlich, nach langer Sitzung ging er nach Hause, und sah die eingegangene Post durch.

Da war vor allem ein langer Brief seiner Tochter 4 O, die er auf eine Einladung hin zu einer Freundin nach Hamburg geschickt hatte. Es war ein grosses, hübsches Mädchen graziös und schlank, wie eine 12 U.

Die beiden Mädchen hatten sich in Graz, wohin die eine zu Verwandten, die andere in Berufs-Angelegenheiten gefahren war, kennen gelernt, als sie sich jeden Tag beim Baden in der 6 O getroffen hatten. Seine Tochter schrieb, dass sie viel ins Theater ginge. Vor ein paar Tagen hatte sie die Wahl, zwischen Schauspielhaus, wo man den 13 O gab, und der Oper, wo die Walküre gespielt wurde. Sie hatte neulich schon Hebbels Nibelungen gesehen, war mit allen Gestalten, angefangen mit der alten 8 U bis zum Tod der letzten Helden, so vertraut, dass sie nun auch sehen wollte, wie Wagner dieses Thema behandelte. Und sie schrieb, dass sie von der Musik, von der ersten Szene an, in der Sieglinde dem müden Siegmund, den Becher mit 17 U reicht, bis zum Ende begeistert gewesen war. Dann berichtete sie von vielen Sehenswürdigkeiten und zum Schluss legte sie für seine Sammlung dem Brief eine alte Münze, einen japanischen 16 O (11 U) bei, die sie in Hamburg aufgestöbert hatte.

Nach der Lektüre des langen lieben Briefes erhob er sich und ging hinüber in sein Kontor, der "Emdener Transport-Agentur", die allgemein abgekürzt, nur kurz 15 O genannt wurde.

Rätsel

(von E. B.)

I.

Eingespannt steht's Pferd im "o"
vor dem grossen Leiterwagen,
Ungeduldig mit dem "u"
hört man stampfen es und schlagen.

II.

Sobald das Zweite nur erschallt —
durchrast der Erste scheu den Wald.
Ohn's Dritte kann der Mensch nicht sein!
Das Ganze ist gar wohl bekannt —
Zum Backen wird's viel angewandt —
für feine süsse Nascherei'n!

Kapselrätsel

(von E. B.)

Nordlicht, Schriftsteller, Neunerte, Fallhandel, Rinaldini, Manille, S[illegible], Sekuritat, Parallele, Kardamom.

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein [illegible] Wort enthalten. Die Anfangsbuchstaben [illegible] Kapselwörter nennen, in der [illegible] Reihenfolge gelesen, eine Stadt in Rusland.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 2 Ares, 5 Cäsar, 11 Nebel, 12 Trave, 13 Eimer, 14 Hopfen, 15 Salbe, 16 Meere, 20 Kur, 22 Reim, 25 Kopf, 28 Aula, 29 Taler, 30 Ulan, 31 Chronik, 32 Benno, 33 Olm, 34 Erde, 35 Reims.

Senkrecht: 1 Nebel, 2 Anis, 3 Roman, 4 Serbe, 6 Atom, 7 Erpel, 8 Safe, 9 Avers, 10 Rene, 17 Mut, 18 Traube, 19 Erland, 21 Doloмit, 23 Euler, 24 Minne, 25 Karle, 26 Pan, 27 Fries, 29 Thor.

In ernster Zeit:
Staat.

Armer Jubilar:
verbittert.

Effekte:
[illegible] Glatlich.

Tröstlich:
Leid, Lied

Verschmelzungsrätsel:
1. [illegible] Kahnegan
4. [illegible]
[illegible]

HEINEANA

Der folgende Abschnitt aus den Lebenserinnerungen des bekannten hessischen Volksdichters wurde uns von seinem Sohn Dr. Werner Bock, zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt.

ERINNERUNGEN VON ALFRED BOCK

HEINES VATER

Zu Anfang des Jahres 1894 wars, dass ich mich an den Neffen Heinrich Heines, Baron Ludwig von Embden in Hamburg, wandte und ihn fragte, ob er in der Lage sei, mir Authentisches über Samson Heine, den Vater des Dichters, mitzuteilen. Darauf schrieb mir Herr von Embden wie folgt:

„Meine Mutter, (Charlotte Heine-Embden) die einzige von Samson Heine's Kindern noch Lebende, schildert ihren Vater als einen sehr schönen Mann von mittlerer Grösse mit feinen angenehmen Gesichtszügen, der immer sehr viele Sorgfalt und Eleganz auf seine äussere Erscheinung verwandte. Pferde und Hunde waren vor seiner Heirat seine leidenschaftliche Passion, doch widmete er sich nachher aufs eifrigste seinem merkantilischen Beruf und folgte in allem den Ratschlägen seiner ihm geistig überlegenen Gattin. Die Abende brachte er nur im Kreise seiner Familie zu. Hier wurden die Werke der damaligen literarischen Grössen von seiner hochgebildeten Frau vorgelesen und eifrig besprochen. Samson Heine hatte eine sehr schöne Tenorstimme, doch hatte er niemals Musikunterricht genommen. Er war im Stand, jede Opernmelodie nach einmaligem Hören sofort nachzusingen. Seine Gattin spielte sehr schön die Flöte und wusste geschickt den nicht immer korrekten Gesang ihres Mannes zu begleiten. Für seine Kinder hegte Samson Heine eine aufopfernde Liebe, die manchmal in Schwäche ausartete und das Einschreiten der strengen Mutter notwendig machte. Als die Gedichte Heinrich Heines 1821 im Verlag der Maurerschen Buchhandlung in Berlin erschienen, erregte die Keckheit, mit einem ganzen Band Gedichte vor die Welt zu treten, beinahe Bestürzung im elterlichen Haus. Die so günstigen öffentlichen Rezensionen, das gute zuverlässige Urteil geistig begabter Freunde der Familie milderten allmählich den Eindruck des Schreckens. Mit wachsendem Wohlgefallen hielt der Vater das Buch in Händen und die Mutter gönnte ihm unbeluscht einen freundlichen Blick. Von nun an folgte der Vater dem beginnenden Ruf des Sohnes und forschte nach den öffentlichen Urteilen. Goethe stand damals in höchster Blüte, sein vergötterter Name schien alles zu verschlingen, was nur in der deutschen Literatur auftauchen wollte. Man sprach und schrieb nur über Goethe, und diese Abgötterei mit dem Namen Goethe, der Anfang und Ende aller Literaturblätter bildete, machte unter diesen Umständen nach der Ansicht Samson Heines die Konkurrenz seines Sohnes Heinrich mit dem grossen Goethe bedenklich. „Wie soll mein Junge aufkommen", sagte er oft, „wenn man immer nur von Goethe sprechen will?" Dieser Umstand machte dem guten Vater die grössten Widerwärtigkeiten, er lebte sich zuletzt, ohne dass er sich dessen recht bewusst war, in einen wahren Hass gegen den Grossen von Weimar hinein. Nun wollte es noch der böse Zufall, dass unser ganzes Haus selbst für Goethe schwärmte, dass allüberall ein Band von Goethes Gedichten zu finden war. So oft nur der Vater unwillkürlich einen dieser Bände öffnete und ihm der Titel „Gedichte von Goethe" in die Augen fiel, verfinsterte sich sein sonst so heiteres freundliches Gesicht. Wir aber konnten nicht ohne Goethe sein. Die Mutter erfreute sich an den Elegien, Heinrich las immer wieder die kleinen reizenden Gedichte und ich (Charlotte Heine) lernte „die Braut von Korinth" und den „Gott und die Bajadere" auswendig. Da verfiel Heinrich auf einen absonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die elegant gebundenen Bände der Goetheschen Gedichte von ihren Plätzen verschwunden. An ihrer Stelle lagen ganz armselig eingebundene Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze". Heinrich hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethes sanft auskratzen und die Stelle mit Schulze überkleben lassen. Als der Vater eines dieser Bücher zur Hand nahm und den Namen Schulze las, legte er zufrieden den Band beiseite und dachte bei sich: „Weder dieser Schulze, noch ein Müller, noch ein Meyer werden dem Namen meines Sohnes hinderlich sein!" Die Mutter aber, die sofort den Witz bemerkt hatte, sagte in Abwesenheit ihres Mannes: „Mein lieber Heinrich, möchtest du einst nur halb so berühmt werden, wie Schulze, der Verfasser dieser Gedichte!" Samson Heine starb im Dezember 1828 in Hamburg plötzlich am Herzschlag. Die Angabe des Herrn Gustav Karpeles in Berlin, Samson Heine sei im Wahnsinn gestorben, ist erfunden. Vom Schlag gerührt hauchte er in den Armen meiner Mutter den Geist aus, die uns Kindern sehr oft diese traurige Begebenheit mit den schmerzlichsten Ausdrücken schilderte. Karpeles und Strodtmann bekritteln Maximilian von Heines Buch „Erinnerungen an H. Heine und seine Familie", indem sie behaupten, dass Samson Heine nie dem Militärstand angehört habe. Der Sachverhalt ist folgender: Während der französischen Okkupation in Düsseldorf war mein Grossvater Armeelieferant, dies verlieh ihm den Offiziersrang. In Düsseldorf erhielt er einen Quartierzettel lautend auf das van Geldernsche Haus. Er entbrannte in Liebe zu der jüngsten Tochter Betty von Geldern. Der alte Herr von Geldern gab nach langem Zögern seine Einwilligung zur Heirat, doch unter der Bedingung, dass Samson Heine sich in Düsseldorf als Kaufmann niederlassen sollte. Am 6. Juni 1798 wurde die Hochzeit gefeiert. Dieser Ehe entsprossen drei Söhne und eine Tochter. Samson Heine errichtete nach seiner Verheiratung in der Bolkerstrasse ein grosses Tuchgeschäft, gab dasselbe 1818 auf und zog nach Lüneburg, später nach Hamburg, wo er als Privatier lebte. Hiermit ist mein Wissen über Samson Heine erschöpft. Ich erlaube mir Ihnen beifolgend mein Heine-Buch als Zeichen meiner Verehrung zu übersenden.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Baron L. v. Embden".

BESUCH BEI CHARLOTTE HEINE-EMBDEN IN HAMBURG AM 12. FEBRUAR 1899

Der Baron v. Embden, der Neffe Heinrich Heines, bewohnte in Hamburg das Haus Esplanade 39, im vornehmsten Viertel der Stadt. Von hier sah man die Alster mit ihren malerischen Ufern und genoss den Blick auf das grosstädtische Treiben der mächtigen Hansastadt, ohne von den Sturmwellen des riesigen Verkehrs bedrängt und beengt zu werden. Der Baron, ein kleiner Herr in den sechziger Jahren, sehr beweglich, vom Typus des französischen Rentiers, empfing mich sehr freundlich und erinnerte sich sogleich der Briefe, die ich mit ihm gewechselt hatte. Er führte mich zu seiner Mutter, Heinrich Heines Lieblingsschwester Charlotte.

Ich vermeinte zu träumen. Wie, Lottchen, dem Heine so ergreifende Herzensklänge gewidmet hat, Lottchen lebte noch? Ich drückte der alten Dame die Hand, eine weiche, zarte Hand, die so oft den schmerzenden Kopf des Dichters geliebkost hatte. Wahrlich ein Wunder, ein doppeltes Wunder: die Frau entfaltete mit ihren 99 Jahren eine Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit, die einen geradezu begeisterte. Ihr Gesicht wies fast keine Falten auf, ihre Hautfarbe war rosig. Wie ist es möglich, fragte ich mich, dass sich dieser Körper hundert Jahre so frisch erhalten hat? Die Greisin hatte leuchtende Augen und dasselbe schelmische Lächeln, das ihrem Bruder Heinrich um die Lippen schwebte. Zu Häupten Charlottens hing des Dichters Medaillon. Die Aehnlichkeit war unverkennbar. Und nun plauderte sie selbst. Ihr Dialekt erinnerte an Düsseldorf, wo sie bekanntlich geboren war.

„Mein Gedächtnis", sagte sie, „ist so stark geblieben, dass ich mich noch sehr wohl erinnere, wie Harry und ich als Kinder in einem Bettchen lagen, und die Mutter vergeblich unserer Ungezogenheit wehrte. Von meinem Bruder gibt es kein ähnlicheres Bild, als jenes, das Sie auf der Sammelausgabe, die bei Hoffmann und Campe erschienen ist, finden. Ich will Ihnen eine nette Geschichte erzählen: Ich war bei meinem Bruder in Paris. Er hatte einen Papagei. Der vergnügte sich stundenlang mit einem Exemplar des Buches der Lieder, drehte mit seinen Krallen Seite für Seite um, pickte auch daran. Mathilde, Heines Frau, sah ihm dann voll Bewunderung zu. Harry, sagte ich zu meinem Bruder, Dein Papagei versteht mehr von Deinen Gedichten wie Deine Frau, worauf er laut und herzlich lachte: „Ja, Lottchen, da hast Du recht!"

Die Mouche müssten Sie gekannt haben, ein entzückendes Geschöpf, meinem Bruder ein und alles. Sie hatte eine unglückliche Ehe hinter sich, war von den Verwandten ihres Mannes für geisteskrank erklärt und in eine Irrenanstalt gesperrt worden. Eine Annonce, die mein Bruder nach einer Vorleserin erliess, brachte sie an sein Schmerzenslager. Er nannte sie Mouche, weil sie eine Fliege im Petschaft führte. Was viele Biographen von Harrys Leidenschaft für seine Kousine Amalie geschrieben haben, ist sehr übertrieben. Er hatte sich schnell getröstet. Seine Tante hätte gern ihre Tochter an ihn verheiratet gesehen, aber Salomon Heine wollte von dem Schriftsteller-Schwiegersohn nichts wissen.

„Ein grosser Schmerz", erzählte Charlotte von Embden, „war für mich der Tod der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, die mich hier nicht als Kaiserin, sondern wie eine liebe Tochter besucht hat. Da sehen Sie ihr Bild, das sie mir schickte. Eine holdselige, gescheite Frau. Ihresgleichen gibt es nicht wieder."

„Manchmal", lächelte sie „habe ich drollige Besuche. Kam da neulich ein ungarischer Magnat in das Zimmer gestürzt und fragte in gebrochenem Deutsch: „Wo ist hier das Heine-Museum?", worauf ich erwiderte: „Das Heine-Museum, Herr Graf, bin ich!"

Bis vor kurzem gehorchten mir noch meine Untertanen. Leider fiel ich neulich über einen Teppich und brach mir den Hüftgelenkknochen, sodass ich beim Gehen auf den Stock angewiesen bin. Ich lese fast jeden Tag hundert Druckseiten. Auch die vielen Eingänge, die ich aus aller Welt erhalte, sehe ich auf das genaueste durch. Den Düsseldorfern, deren Komiteepräsident für das Heine-Denkmal mich aufsuchte, habe ich gründlich die Meinung gesagt. Am 19. Oktober müssen Sie kommen. Da feire ich meinen hundertsten Geburtstag. Das soll ein Fest werden!"

Das alles kam aufs liebenswürdigste heraus. Dann zeigte sie mir die Oelbilder im Zimmer, Maximilian Heine, die Prinzessin della Rocca, die in Neapel lebte, Salomon Heine, endlich ihr eigenes Bild im vierzigsten Lebensjahr gemalt. Ich drückte wieder die liebe weiche Hand und verliess wie im Traum das Haus.

Kinder unter der Leselampe

VON ERNST VÖLLMER

Noch sind wir im Herbst. Noch gibt es Tage von zauberhafter Schönheit mit blauem Himmel und einer gütig-sanft strahlenden Sonne, die die glutvolle Kraft des Sommers verloren hat. Farbenkräftiger und lichtvoller leuchtet das Grün der weiten Wiesen. Frischer, schattierungreicher glänzen die saftvollen Blätter der Baumkronen, der Büsche und Sträucher in dem stimmungsvollen Licht der goldenen Herbstsonne.

Doch schon blinken hier und da in dem grünen Grasteppich die ersten herbstlich-braunen Farbflecke der abgefallenen Blätter und erinnern uns an den bevorstehenden Winter.

In dieser kühlen Jahreszeit, mit ihren langen, dunklen Winterabenden, sollten wir unseren Kindern ein gutes Buch in die Hand geben.

Doch es wäre unrichtig — wir wollen dies gleich vorwegnehmen — den gesunden Bewegungstrieb der Kleinen, ihre natürliche Lust am Laufen und Springen zu unterdrücken und das widerstrebende Kind immer wieder von neuem zum Bücherlesen zu zwingen.

Nein, wir wollen keine blasswangigen Stubenhocker, keine Bücherwürmer erziehen. Unser Ideal ist natürlich eine harmonisch ausgewogene Erziehung, in der Sport und Spiel, die den jungen Körper stählen, dem Kinde Mut und Selbstvertrauen geben, ergänzt werden durch eine angemessene geistige Ausbildung.

Jedes Kind ist wissenshungrig. Denken wir an die endlos lange Reihe von Fragen, die täglich aus dem Munde des Klein-Kindes sprudeln: Wohin ziehen die Wolken? Warum ist der Himmel blau? Woher kommen die Heuschrecken?

Und die gleiche brennende Wissbegierde steckt auch noch in dem schon schulpflichtigen Kinde, die wir nutzen können, um in ihm die Freude am Lesen zu wecken, wenn wir nur recht eindringlich und begeisternd von den wundervollen Dingen und Geschehnissen in unseren Büchern zu erzählen wissen. Voll Neugier und Eifer werden die Kinder geistige Entdeckungsfahrten antreten, werden gespannt den Worten des Dichters lauschen.

Doch sollten wir die Bücher mit Ruhe und voll Bedacht wählen. Denn sie unterhalten nicht nur den empfänglichen Geist unserer Kleinen, bewegen nicht nur die leicht-beschwingte Fantasie, sondern wirken tief und

— ein Jahr vor seinem Tode — eine Knabenrolle, die das Ereignis einer londoner Season werden soll: "The Boy David", ein Drama um den 12-jährigen biblischen David, den die Bergner "ohne Maske", mit ihrem glatten, gescheitelten Haar, ihrem feinen, jungenhaften, wenn auch nun von so manchem menschlichen und künstlerischen Erleben gezeichneten Gesicht spricht. Die Premiere in Edinburg erregt Sensation. Bleiben die Ansichten über den Wert des Stückes geteilt, so werden doch aller Blicke von neuem auf die vom Kontinent kommende Schauspielerin gelenkt, die inzwischen auch mit neuen Tonfilm-Aufgaben Anerkennung, mehr als das: Ruhm gefunden hat. Im Naziland werden diese Streifen verboten, das heisst, zuvor spielen kommandierte SA- und SS-Kanaillen "Volkswut", die das Verbot begründen soll. Töten sie's nicht, der Massen-Besuch dieser Bergner-Filme würde sich zu einer politischen Demonstration ausweiten. . . "Wenn man heute in deutschen Blättern schreibt, ich sei dem deutschen Publikum fremd, hätte ihm nichts zu sagen, man wolle mich nicht mehr, so weiss ich: das ist nicht wahr! Vielleicht kann man den Leuten jetzt verbieten, sich meine Filme anzusehen, vielleicht kann man den Schriftstellern in Deutschland verbieten, für mich einzutreten. Aber eines kann man nicht: den Menschen, die mich als 'Heilige Johanna' gesehen haben oder als das russische Mädchen 'Ariane', die Erinnerung daran rauben, ihr Erlebnis umzufälschen. Ich habe sie ergriffen, sie haben mich geliebt, ich wüsste es auch ohne die tausende von Briefen, die ich aus ganz Deutschland — aus Berlin wie aus der tiefsten deutschen Provinz — bekommen habe!" —

Mochten die Urteile über "Katharina von Russland", über "Dreaming Lips", die englische Fassung des "Melo"-Films, mochten die Urteile selbst über den bezaubernden Shakespeare-Film "As you like it" noch geteilt sein, nach der Filmfassung von "Escape me never", nach der herrlichen, scharf unterscheidenden und doch ganz und gar "echten", subtilen und unaufdringlichen Doppeldarstellung zweier Schwestern in dem wiederum von Margaret Kennedy geschriebenen und von Paul Czinner gedrehten Film "Stolen Life" ist Elisabeth Bergner auch in England in die erste Reihe gerückt, prominent geworden.

Und mit dieser neuen, englischen "Prominenz" soll und wird nun der dritte, der nordamerikanische Aufstieg, die Popularität in und durch Hollywood und am Broadway erkämpft. England, die englische Regierung selbst schickt die Schauspielerin übers Meer. In Kanada soll im Regierungsauftrag ein Film gedreht werden. Doch von Kanada geht der Weg sehr schnell, und noch bevor das kanadische Projekt durchgeführt wird, ins amerikanische Filmparadies und Filmzentrum. Ein Rundfunkstück, Flüchtlingsdrama als Hörspiel. "An American is born", von Arch Oboler gibt die erste Möglichkeit, die Stimme zu starten; mancherlei Filmpläne werden sodann erwogen und geprüft. Realisiert wird ein Streifen, der — damals wohl zum ersten Mal — Frankreichs Untergrundbewegung zum Thema hat. Das Politische verbindet sich mit dem Schema des Spionage- und Kriminalfilms; Edwin L. Marin ist der Regisseur dieses wirkungsvoll, nicht die Bergner (als langsam zur Freiheitskämpferin erwachende Marianne) die Bergner (als langsam zur Freiheitskämpferin erwachende Marianne, ihre alte Art, die Zartheit ihres Ausdrucks nicht verleugnet, inmitten aller Knalleffekte (und von Basil Rathbone und Randolph Scott als Partnern flankiert) wird sie weder Girl noch Vamp, sondern bleibt — die Schauspielerin Elisabeth Bergner, wie wir sie kennen, aus der englischen, aus der berliner Zeit und aus den Jahren ihres Aufstiegs, der jetzt — nach diesem amerikanischen Filmstart — wiederum im Theater zur höchsten Blüte geführt wird.

Mit "Escape me never" ist die Bergner schon einmal in New York auf der Bühne erschienen . . . mit Erfolg, mit Beachtung, mit Presseruhm. Aber jetzt, im Jahre 1943, gelingt der Broadway-Erfolg, der sie — zum dritten Male — zum Star, zur unwidersprochenen "Prominenz" erhebt, und diesmal in Amerika, der neuen Weltmacht des Theaters und des Films. Das Stück, mit dem dies geschieht, ist keine Literatur, sondern ein "Thriller", das Schauer- und Grandguignol-Stück, immer noch und immer wieder die grosse Mode, die grosse Erfolgschance der englisch-amerikanischen Bühne. Martin Vale, alias Bayard Veiller, die Verfasserin des "Prozess Mary Dugan" und der "Angel Street", ist die erfolgserprobte Autorin auch des neuen Bergner-Spannungs-Stücks: "The Two Mrs. Carrolls". Wieder sind es "zwei Ehefrauen" eines Mannes (wie schon in "Stolen Life"), um die die Handlung kreist; doch diesmal warnt die erste, die Geschiedene, die zweite (die die Bergner gibt) vor dem Giftmord, den der Gatte plant. Es kommt zu der grossen Szene der Aussprache, der Mordabsicht und der Rettung der Frau, die der Bergner die unbegrenztesten schauspielerischen Möglichkeiten gibt, und sie nutzt sie in ihrer unaufdringlichen, neuen, unpathetischen Art, sodass der Funke auch auf das amerikanische Publikum überspringt.

Der Erfolg ist beispiellos; zwei Spielzeiten bleibt Stück und Darstellerin im Mittelpunkt des New Yorker Theaterinteresses; im Jahre 1944 bestätigt der Schauspieler-Preis der Drama League das Urteil der Presse und des Publikums: er rückt die Bergner neben die grossen, prominenten Stars des amerikanischen Theaters, neben die Lynn Fontane, Katherine Cornell, Ina Claire, denen sie in nichts gleicht, aber deren Wirkung auf das Publikum sie wunderbarerweise mit ihrer verinnerlichten, dezenten, persönlich-intensiven Darstellungsart nun auch in Amerika erreicht. —

Dreimal, in ganz verschiedenem Milieu, mit ganz verschiedenen Aufgaben und sogar in verschiedenen Sprachen ist sie zur Prominenz aufgestiegen. Das Wunder dabei ist weniger die Tatsache ihres Sichdurchsetzens als die des Sichtreubleibens. Es mag Ungeheures bedeuten, sich gegen ein bestehedes Schönheits-, ein abgestempeltes Schauspielerinnen-Ideal durchzusetzen; es ist nichts gegen den Mut und die Kraft, die gebraucht werden, um seine eigene Art auch im immer wiederholten Kampf um die Anerkennung (in fremden Ländern, in fremder Sprache!), auch auf der Höhe des Ruhms zu bewahren. Was sie in der Zeit ihres Aufstiegs, in den Jahren ihres berliner Ruhms war, das hat sie sich in England und Amerika erhalten: Inmitten einer dem Rekordwahnsinn, dem Muskelprotzentum, der Massendarbietung billig gewordener weiblicher Reize verfallenen Zeit ist sie die zurückhaltende, zart andeutende, wissende, mit allen Nerven sprechende dezente Schauspielerin dieser Zeit geblieben. Ihre knabenhafte Art und Erscheinung, der doch keine Tiefe und kein Abgrund des Weiblichen fremd ist, ihre wahrhaft edle Bewegung, die Innigkeit ihrer hingebenden Freude, der Schwung ihres ungebrochenen Spieltriebs, die immer wieder hinreissende Schönheit ihres erstaunten, das Leben, das Sein bewundernden Erlebens . . . es sind Dinge, die — ob man sich ihrer bewusst wird, oder sie nur unbewusst als Schönheit, als Geschenk, als kleines Wunder hinnimmt — aus dem Bild des heutigen Theaters und Films, aus dem Mosaik gegenwärtiger Schauspielkunst nicht mehr wegzudenken sind, ganz gleich, wohin der weitere Weg die Bergner führen wird, ob sie — wie bereits angekündigt — wieder Klassiker spielen, filmen, neue Sensationsstücke kreieren will, oder ob sich endlich gar ein Dichter findet, der dieser modernen Frau auch die echte, unverlogene, unverkitschte, unverschönte, wahrhaftige Rolle aus dem modernen Leben schreiben wird.

Arnold Zweig, dem die Bergner einen ihrer frühen, wesentlichen Erfolge verdankt, und der — neben dem charmant-verliebten Buch des geistvollen Kritikers Arthur Eloesser — eine der wesentlichsten, einfühlsamsten Studien über ihr Werden und Wesen schrieb, hat vor vielen Jahren von ihr einmal gesagt, was auch heute und immer wieder gelten wird: "Das Zarte, Empfindliche, das Verletzliche, das zärtlich zu Schonende, der geistige Mensch in seiner ganzen gebrechlichen Ewigkeit wird in ihr Gegenstand einer heftigen Massenliebe und adelte die Oeffentlichkeit durch eine Liebesbeziehung, die bislang nur extravaganteren oder gröberen Darstellern zuteil geworden war . . . Der Eros, den die Bergner mit ihrem Auftreten entbindet, ist ein Gefühl, dessen sich weder das grosse vielköpfige Massenwesen zu schämen hat, noch die Einzelnen, die es ausmachen . . . Sie hat schon viele Leute glücklich gemacht durch Sein und Kunst, und mehr kann man von keinem Künstler sagen, im Grossen wie im Kleinen!"

(Aus dem neuen Buch "RAMPENLICHT — Köpfe der Literatur und des Theaters", Verlag Cosmopolita, Buenos Aires).

MUSIK

Von Clara Berg

Im Saale lauscht die dichtgedrängte Menge,
Sie sitzen, Stirn gesenkt, von Andacht trunken,
Ins Meer der Töne weltentrückt versunken,
Und geisterhaft verklingen Chorgesänge.

Jetzt zittern Geigen, süss wie Sphärenklänge,
Das Cello schwer. — Des Basses Töne prunken
Mit Wucht und Kraft — Gleich sprühend roten Funken,
Die Flöten jauchzen. — In das Tongedränge
Klingt Trommelschlag, wie Schicksal, das bereitet
Ein End der Lust und an den Tod gemahnt.

Dann wieder Geigen, und wie Nebeldünste
Entweicht der Druck. — Ein Glauben, Wissen weitet
Die Seelen aus. — Sie finden, was geahnt:
Ihr ewges Heimatrecht im Reich der Künste

Klassische Schlagwörter

Jeder von uns hat Gelegenheit, an mehr oder weniger angebrachten Stellen ein Zitat oder ein Schlagwort aus klassischen Schriftstellern zu vernehmen, und nicht selten muss muss er heimlich lächeln, wenn der Sinn falsch verstanden wird. Die griechische und römische Antike ist uns ohne Zweifel ferner gerückt, und das Wort Goethes, dass die klassische Antike stets die Grundlage unserer Bildung bleiben möge, wird durch die Wirklichkeit oft widerlegt. Was bedeutet etwa der Satz "Hic Rhodus, hic salto!"? (Hier ist Rhodus, hier springe!). Dieses Schlagwort stammt vom griechischen Fabeldichter Aesop und steht in der Fabel "Der prahlerische Fünfkämpfer". Ein Sportler prahlte einmal als Zuschauer bei einem Wettkampf, als gerade ein guter Sprung getan wurde, er habe einmal auf der Insel Rhodus einen viel besseren Sprung vollbracht. Da nahm man den Aufschneider beim Wort und sagte: "Nun, so mache doch deinen grossartigen Sprung noch einmal! Hier sei jetzt dein Rhodus, hier springe!" Auf Aesop gehen überhaupt noch viele andere Schlagwörter oder geflügelte Worte zurück, so etwa "Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer" oder ein "Löwenanteil".

Was ist ein "Damoklesschwert"? Jeder weiss, dass es etwas mit drohender Gefahr zu tun hat, und diese Interpretation ist auch vollkommen richtig. Der Tyrann Dionysius d. Ae. von Syrakus wollte einen vielleicht zu übermütigen Gastfreund darauf aufmerksam machen, dass wir in jedem Augenblick des Lebens in Gefahr stehen. Er tat dies auf die drastische Art, dass er über seinem Platz bei Tische ein Schwert an einem Pferdehaar aufhängen liess, das somit jeden Augenblick herunterfallen konnte. — Ein anderes, oft verwendetes Schlagwort ist die "Philippika". Es wird dann gebraucht, wenn jemand in Zorn und Grimm spricht. Der grosse griechische Redner Demosthenes warnte die Athener in mehreren Reden vor den falschen Versprechungen des Mazedonierkönigs Philipp. Da jedoch die griechischen Bücher keine Titel hatten, wurde die Bezeichnung "Philippika", also eine Rede gegen Philipp, erst durch Cicero aufgebracht, der gegen Antonius ähnliche Reden gehalten hat. Der Kirchenvater Hieronymus verlieh diesem Begriff den allgemeinen Sinn von Strafrede.

Das Schlagwort "Papier nimmt alles an" oder "Papier wird nicht rot" stammt ebenfalls aus der Antike.

Oft hört man die Aufforderung "Experto credite!" in dem Sinne, dass man dem Experten glauben, sich seinem Urteil unterwerfen soll. Die Römer hatten jedoch noch keine Expertenkommissionen wie wir, oder sie nannten sie jedenfalls nicht so. Richtig heisst es aber: Glaubt dem, der es an sich selber erfahren hat. So wären noch Dutzende von klassischen Schlagwörtern zu betrachten, wie "Lupus in fabula" (Der Wolf in der Fabel), "in flagranti" (eig. "in flagranti crimine = bei brennendem Verbrechen) und andere. Nicht lateinischen Ursprunges ist die Formel "ad usum Delphini", die von den Schulbüchern stammt, welche von Bossuet und Huet für den Unterricht des französischen Dauphin bearbeitet, d. h. von unanständigen Stellen, die es bei den klassischen Autoren auch gibt, befreit wurden. Zum Schlusse sei eine hübsche, aber falsche Uebersetzung des Wortes "Post tenebras lux" (nach der Finsternis folgt Licht) angeführt. Ein Franzose sagte nämlich: "Eine Post in der Finsternis ist ein Luxus".

DER KATER „PRINZ"

VON ERNST ZAHN

Der Kater "Prinz" sass in seinem Käfig in der Katzenausstellung und betrachtete das Publikum. Natürlich staunte dieses auch ihn an, die braungelbe prächtige Katze mit dem geschmeidigen Leibe eines kleinen Tigers und dem dicken Kopf eines Rechthabers. Manchmal machte Prinz die Augen so klein, dass sie nur noch zwei schmale Schlitze waren. Das sah aus, als langweile ihn die Menge. Und wieder manchmal tat er sie weit auf, dann schimmerten sie wie zwei winzige gelbe Monde, und die Beschauer gewannen den Eindruck eines mit Grausamkeit und Zorn gemischten Stolzes.

Der Ausstellungsraum war erfüllt von heisser Luft und Tiergeruch, von Menschenstimmengewirr und einzelnen klagenden oder gähnenden oder zärtlichen Katzenlauten.

Scharen von Besuchern schlenderten im Laufe der Stunden an den Käfigen vorbei. Ob sich Prinz dabei etwas dachte, ist nicht erwiesen. Ein paarmal gähnte er, stand auf, lief im kleinen Käfig rundum und setzte sich wieder.

Als er so einmal an seinen Platz zurückkehrte und die Augen dem wieder auftat, was im Gang zwischen den Käfigen sich abspielte, begegneten diese dem Blick einer Frau. Draussen stand die Barbara Dahinden, die frühere Wirtin vom Tiefengletscher, lang, hager, schwarz gekleidet, mit einem gelben Gesicht, harten Zügen und dichtem, rauhem, grauem Haar. Die kleinen, gelben Augenmonde der Katze blickten in ähnliche graugelbe Menschenaugen. Sie kamen nicht mehr los voneinander. Sie erweiterten sich in einem Ausdruck der Ueberraschung, blinzelten, wollten wieder auseinander gleiten und sogen sich doch aneinander fest.

Wiederum ist nicht erwiesen, ob der Katze ein Bewusstsein von dem kam, was geschah. Sie blickte nur Frau Barbara unverwandt nach, wie sie sich plötzlich umdrehte, mit langen Schritten den Gang wieder entlang steuerte und in das am Ende desselben befindliche Ausstellungskontor trat.

Frau Barbara Dahinden trug einen Schirm in der Hand, der an der Spitze abgelaufen war, eine Ruine von einem Schirm, wie sie selber alt und dürr und hässlich war. Den Schirm stemmte sie bei jedem Schritt vor, sodass er wie ein Polizeisäbel wirkte, der sich Raum durch die Menge schafft. Wenn nötig, stiess sie auch mit der Schulter zu, wenn ihr einer den Weg versperrte, denn sie war scharf und ohne Scheu. Sie hatte ein Menschenalter lang das Passwirtshaus am Tiefengletscher besessen. Ihr Mann war früh gestorben. Einen einzigen Sohn hatte sie ins Tal zur Schule geschickt, ihn dort aufwachsen lassen und ihn später durch Heirat ganz an dieses Tal verloren. Sie selber war im Laufe der Jahre reich geworden. Und einsam. Der Winter war da oben lang, rauh und still. Vor einiger Zeit hatte sie ihr Gasthaus verkauft und wohnte seither in Stegalp, dem letzten Dorf an der Alpstrasse.

Am Dorfende, am Hang, stand ihr graues, kleines Haus. Die Christine, die im Passhaus Köchin gewesen und mit der Herrin alt geworden, führte ihr den Haushalt.

"Ich will die Katze kaufen, wo der Name Prinz daran steht", rannte Frau Barbara im Kontor den Beamten am Pult an.

Der blätterte ärgerlich in seinem Buch, die herrische Art der Kundin behagte ihm nicht.

"Es sind drei Prinzen da", antwortete er dann mit einem spöttischen Lächeln.

"Halt den Kater, den roten, am Haupteingang meine ich", erklärte die Kundin deutlicher. "Es hat keine schönere."

Ihre Stimme schnarrte wie die eines Offiziers und als wäre sie bereit, den Katzenverwalter an den Ohren vor den bewussten Käfig zu führen, wenn er nicht bald verstünde.

Bei der weiteren Unterhandlung wurde festgestellt, dass "Prinz" aus einer fremden Zucht stammte, einen guten Stammbaum besass und ein ebenso gutes Stück Geld kostete.

Frau Barbare bezahlte, verliess die Ausstellung und fuhr heim.

Auf dieser Heimfahrt reute es sie, dass sie nicht noch einmal zu dem nun ihr Eigentum gewordenen Tier zurückgekehrt war. Es war, als habe sich dieses mit seinen mondgelben Augen ihr ins Herz gebrannt. Sie hatte richtiges Heimweh nach ihm, das sich dann von Tag zu Tag steigerte. Sie musste sich aber gedulden. Die Ausstellung dauerte noch eine Weile, und so lange musste sie den Kater noch dort lassen. Während der Wartezeit stiegen ihr aber Bedenken auf, ob das wertvolle Tier seinerzeit auch gut reisen und richtig bei ihr ankommen werde. Sie schrieb einen Brief an die Ausstellungsleitung, einen ihrer knappen, barschen Briefe. Wie man die Katze zu verpacken, zu schikken und unterwegs zu verpflegen habe. Das nötige Geld fügte sie bei, bewusst, dass Geld jedem Beine mache.

Ein paar Tage später konnte sie ihrer Christine sagen: "Am Samstag kommt der Prinz."

Die Christine, kürzer, breiter, dunkelhaariger als die Herrin, aber sonst gleich trocken und mürrisch, erwiderte: "Am Samstag kommt aber ja die Desiderata in die Ferien."

"Dummer Name", sagte Frau Barbara und fügte bei: "Was schert das den Kater?"

Desiderata war die Enkelin der Frau Barbara, das einzige Kind ihres Sohnes.

Der Kater Prinz befand sich auf der Reise. Sie behagte ihm nicht. Das Leben erschien ihm überhaupt eintönig; denn es bannte ihn noch immer an seine Käfigkiste. Und das Poltern und Holpern und Hasten und Schlagen des Gepäckwagens, in dem diese stand, verdross ihn jetzt ebenso wie vorher das Gaffen der Ausstellungsbesucher. Er gähnte einmal übers andere wie ein nervöser Mensch. Durch eine offene Tür konnte er die Landschaft sehen, durch die der Zug rasselte. Felder und Wiesen und Dörfer.

Zuweilen hielt der Zug. Dabei traf es sich einmal, dass Prinz Aussicht auf einen Gartenzaun bekam, auf den sich eben ein Vogel setzte, ein kleines, rotgefiedertes Vögelchen, das leise zu zwitschern begann. Da meldete sich des Katers Raubtiernatur. Seine Augen begannen zu funkeln.

Aber das war nur wie ein Blitz. Gleich fuhr der Zug weiter. Sein Pfiff schon hatte das Vögelchen weggescheucht.

Mehrmals stellte man dem Kater ein Tellerchen mit Milch hin. Auch eines mit Fleisch. Und Männer standen vor dem Käfig und unterhielten sich über ihn und nahmen ihn wichtig, als sei er ein wirklicher, vornehmer Prinz.

Das Fleisch liess er stehen. In die Milch tauchte er einmal die Schnauze, sodass er nachher einen weissen Bart hatte und eine Weile brauchte, um ihn wegzulecken. Aber nichts schmeckte ihm, und das Leben machte ihm keinen Spass. "Miau", sagte er gedehnt und ein wenig schmerzlich.

Nach langer Fahrt hielt der Zug an einer Station, von der aus eine Postverbindung ins Gebirge führte. Der Katerkäfig wurde ausgeladen und auf einen auf dem Bahnsteig stehenden Handwagen gestellt. Nach einer Weile fuhr der gleiche Wagen nach der Rückseite des Bahnhofs, wo die Postkutsche wartete.

Wieder wurde dem Kater Milch gebracht. Zwei Frauen stellten das Tellerchen in die Kiste und schwatzten von Frau Barbara Dahinden: "Die hat die Katz gekauft." — "Wie einen Fürsten lässt sie sie reisen." — "Bah, die kann's auch", und dergleichen.

Kaum waren die Weiber weg, als Prinz, der die Milch auch jetzt verschmähte, drüben bei der Kutsche einen Mann mit einem Mädchen von etwa zwölf Jahren bemerkte, die sich mit dem Kutscher unterhielten. Gleich darauf traten sie an seine Kiste heran.

"Schau die schöne Katze, Desiderata", sagte der Mann.

Das Mädchen, das ein zartes, anmutiges Gesicht mit grossen, blauen Augen und in den Nacken fallendem Blondhaar hatte, sah ein wenig unglücklich aus. Das Weinen stand ihm nahe, und es schien an Prinz anfänglich kein Interesse zu haben.

"Mach kein so unglückliches Gesicht, Kind", sprach ihm der Mann, sein Vater, mit mitleidiger Güte zu. "Die Grossmutter freut sich doch auf dich, und du wirst es gut haben, und ein paar Wochen sind schnell vorbei."

"Sie ist so streng. Und man ist so allein", schluchzte das Mädchen Desiderata, die Enkelin der Frau Barbara, die auf dem Weg zur Grossmutter war und die ihr Vater bis zur Poststation begleitet hatte.

Dieser Vater griff jetzt zufällig nach dem Zettel, der an der Katzenkiste befestigt war, und las. Dann lachte er laut. "Da hast du ja einen Reisegespan, Desi", sagte er. "Der fährt auch zur Grossmutter."

Jetzt erst näherte sich das Gesicht des Mädchens dem Katzengitter. In seinen Kummer mischte sich leise Neugier.

"Ist das nicht ein Staatstier?" fragte der Vater.

Desi nickte.

Vater Dahinden redete von seiner Mutter weiter. "Sie hat solche Schrullen. Sicher hat sie den Kater auf einer Ausstellung gekauft."

Ob Prinz verstand, war nicht zu erraten. Er schien ein wenig aufgestöbert. Als die beiden wieder zur Postkutsche zurücktraten, folgten ihnen seine Blicke. An Desi hängten sie sich fest. Er sah, wie Dahinden seine Tochter in den Postwagen verpackte, wie das Kind weinte, der Vater von ihm Abschied nahm und es der Obhut des Kutschers empfahl. Dann wurde er selbst in seiner Kiste hochgehoben und in die Kutsche auf den Rücksitz gestellt.

"Die reist aber vornehm", sagte Dahinden zu dem Postillon.

"Eure Mutter will es so", gab dieser ihm zur Antwort und fügte spöttisch hinzu: "Sie soll sich wahrscheinlich nicht erkälten, die Katze."

Bald nachher setzte sich der Wagen in Bewegung.

Prinz sah, wie Dahinden zurückblieb und lange winkte. Lange lehnte sich auch Desi winkend aus dem Wagen. Als sie sich nachher ins Polster zurücklehnte, war ihr Gesicht von Tränen überströmt.

Im Wageninnern war niemand als das Kind und der Kater.

Der Wagen holperte. Die zwei Gäule an der Deichsel trabten. Manchmal knallte der Kutscher mit der Peitsche. Und wieder manchmal klang ein "Hüh" vom Bock.

Allmählich erwachte das Mädchen im Wageninnern aus ihrem Abschiedskummer zum Hören und Sehen, vernahm die Fahrtgeräusche und sah auf dem Sitz vor ihr die Katze.

Wie unverwandt sie sie anblickte, dachte sie und wunderte sich, ob das schon lange so gewesen sei.

Eine Weile verging. Die Desi vergass ein wenig ihr Leid. Die Katze erschien ihr als alte Bekanntschaft und als eine Art Leidensgenosse.

Eine Weile später steckte sie einen Finger zwischen die Kistengitterstäbe, einen feinen, weissen Finger. Es gelang ihr, an den Pelz des Katers zu langen. Da blickte das Tier sie an. Fast erschrocken zog sie die Hand zurück. So gross und seltsam schimmerten die Katzenaugen.

Aber nun näherte sich der dicke Kopf des Prinz dem Kistengitter. Als sollte der Finger wieder kommen.

Und der Finger kam wieder.

Der Wagen fuhr gerade geräuschlos einen Hang hinan.

Die Desi hörte, wie der Kater, dem Streicheln ihres Fingers hingegeben, vor Vergnügen "spann".

Jetzt hielt die Postkutsche in Stegalp.

Desiderata stieg aus. Der Kater "Prinz" wurde ausgeladen.

An der Ankunftsstelle standen Frau Barbara Dahinden und ihre Köchin Christine.

Frau Barbaras Augen funkelten unter den schwarzen Brauen. Die Abendsonne beschien ihren grauen Scheitel, er sah aus wie grobes Wollgespinst.

Die Enkelin trat auf sie zu: "Guten Abend, Grossmutter", sagte sie furchtsam.

Aber Frau Barbara achtete gar nicht auf sie. Sie trat mit zwei langen Schritten an ihr vorbei auf die Katzenkiste zu. "Nimm", befahl sie der Christine, hob die Kiste und händigte sie der Köchin aus.

"Miau", sagte Prinz. Es galt dem kleinen Mädchen, das er nicht mehr sah.

Desis Lippen zitterten.

Jetzt jedoch begrüsste Frau Barbara auch sie. "Tag, Kind. Bist gut gereist? Recht, dass du gekommen bist."

Mehr Worte machte sie nicht. Aber sogleich folgte sie der vorangegangenen Christine, als könnte die mit dem Kater entfliehen.

Kleinlaut trippelte Desi, ihr Köfferchen in der Hand, hinterdrein.

Bald landete die Karowane am Hause Dahinden. Desi fröstelte, obwohl der Abend warm war. Es war als wehe es kalt aus der Tür des kleinen, grauen Hauses, kalt auch von der langen, schwarzgekleideten Frau her, die in Flur und Wohnstube voranging.

In der Stube, als nun auch Desiderata eintrat, war noch ein Restlein der Sonne, die an der Posthaltestelle am Wollscheitel der Frau Barbara herumgefingert hatte. Wie ein wenig vergoldet sah alles aus; besonders über die Gesimse an beiden Fenstern lief ein Leuchten.

Auf einem dieser beiden Gesimse sass auf einmal der Kater Prinz.

Frau Barbara hatte die Kistentüre geöffnet. Die Katze war herausgeschlichen, hatte sich gestreckt und war dann mit einem mächtigen Satz auf das Fensterbrett gesprungen.

Die beiden Frauen und das Kind betrachteten das Tier.

"Schön", bewunderte Christine.

"Bring Milch", befahl Frau Barbara. Und zu Desi sagte sie: "Du weisst ja noch, wo du schläfst. Kannst dein Zeug hinübertragen."

Es war schon Nacht, das kurze Nachtmahl vorbei. Es hatte Desi nicht geschmeckt. Sie hatte bitteres Heimweh und wusste nicht recht, was denken und sagen, während sie noch bei der Grossmutter am Tisch sass und diese von ihren Eltern hören wollte.

Die Christine rumorte in der Küche.

Der Kater Prinz hatte auch hier Fleisch und Milch verschmäht. Er sass noch immer auf dem Gesims. Desi schaute manchmal verstohlen nach ihm hin.

An der Decke brannte Licht, Hinter dem Fenster stand die Nacht. Aber ihr Dunkel war durchstickt von Sternen.

Frau Barbara stand auf und setzte sich ans Fenster neben die Katze.

Da glaubte auch Desi, sich in die Nähe machen zu sollen. Sie liess sich am Nebenfenster nieder und besann sich, was man nun noch reden könnte.

Da sprang die Katze vom anderen Gesims, näherte sich dem Mädchen, umschmeichelte ihre Beine und sprang ihr im nächsten Augenblick auf den Schoss.

Wärme durchrieselte Desis Knie und ihr kleines Herz. Ein wenig Freude verdrängte ihre Trübsal. Sie streichelte das Tier.

Das spann und spulte.

Am andern Fenster sass die dunkle, alte Frau. Es zuckte eigentümlich um ihren knappen Mund.

"Der Prinz hat dich gern", sagte sie endlich, und es klang sonderbar gehemmt und wie von heimlichem Neid erfüllt. Und dann langsam, mit einer merkwürdig verschleierten Stimme und in Absätzen fuhr sie fort zu sprechen. "Ich habe die Katze gekauft, damit es nicht so totenstill sei im Haus und bei uns zwei alten Krautern, der Christine und mir. Man muss manchmal etwas haben zum Gernhaben."

Die Desi war ganz verwirrt. Sie hatte gar nicht gewusst, dass die Grossmutter auch ein Mensch sei, so einer, der nicht nur befehlen und einen anrempeln konnte, sondern an dem man etwas von ganz versteckter Liebe spürte. Dann nahm sie die Katze auf den Arm, stand auf, nahm auch den Stuhl, trug das Tier zum Nachbargesims, setzte es hin und sich daneben.

Eine Sekunde noch wusste sie nicht weiter. Dann sagte sie leise zu Frau Barbara: "Schau, wie schön weich sein Fell ist", und grub die Finger in des Katers Pelz.

Wie von selbst fiel von der anderen Seite die Hand der alten Frau auch hinein.

Sie krauten das Katzenhaar, die alten und die jungen Finger.

Laut schnurrte der Kater.

Eine Uhr tickte an der Wand. Aus der Nacht glitzerten Sterne.

Die Desi hatte auf einmal ein frohes Herz. Es war etwas heimatlich in der Stube.

Wegen dem Kater Prinz? Vielleicht. Vielleicht aus Gründen, die nicht so am Tag lagen.

Auf und zu gingen die Lider der schnurrenden Katze.

"Vielleicht nähme er jetzt die Milch", sagte Frau Barbara.

Die Desi holte das Tellerchen vom Boden, wo der Prinz es verschmäht.

Die Katze trank.

"Siehst", lächelte Frau Barbara.

Auch lächeln kann sie, dachte das Kind.

Und immer freundlicher wurde die Stube.

MADAME DE STAEL ÜBER DEN DIKTATOR

Man versichert uns heute von gewisser Seite bis zum Ueberdruss, dass die Geschichte sich nicht wiederholt. Gewiss, der Lauf der Ereignisse ist unberechenbar, aber die Menschennatur bleibt sich in ihrem Wesen gleich, und daraus ergeben sich gewisse immer wiederkehrende, gesetzmässige Zusammenhänge von Ursachen und Wirkungen. So weist der Despotismus, der nach Montesquieus Erkenntnis auf dem Prinzip der Furcht beruht, in den verschiedenen Zeiten eine auffallende Uebereinstimmung in den Mitteln seiner inneren und äusseren Politik auf, ja, es gibt sogar im äusseren Gehaben und Gebaren einen gewissen überpersönlichen Typus des Despoten. Den besten Beweis dafür liefern einige Auszüge aus einem vor mehr als einem Jahrhundert entstandenen Werk der Frau von Staël. Diese Vorkämpferin des Liberalismus hatte sich nicht wie die meisten Franzosen durch Napoleons Macht und Ruhm blenden lassen. Sie wurde zur Strafe aus Paris verbannt, und da sie sich auf die Dauer auch auf ihrem Landsitz Coppet nicht sicher fühlte, unternahm sie im Mai 1812 eine abenteuerliche Flucht, die sie über Oesterreich und Russland nach Schweden führte. Dort schrieb sie ihre Erinnerungen nieder, die unter dem Titel "Dix années d'exil" 1821 aus ihrem Nachlass unvollendet veröffentlicht wurden. Sie zeigt darin mit sicherem Blick hinter der glanzvollen Fassade der damaligen Diktatur ihre eigentlichen Stützen: Gewalt und List beim Unterdrücker, Furcht und Verblendung bei seinen Helfern und Opfern. Frau von Staël schreibt:

1. Das Auftreten des Diktators

Sein Benehmen zeigte eine seltsame Mischung von Unbeholfenheit und Anmassung, Ueberheblichkeit und Verlegenheit, die die schlechten Manieren eines Emporkömmlings mit der Rücksichtslosigkeit eines Tyrannen zu vereinigen schien. Man hat den Reiz seines Lächelns gerühmt. Für mein Teil glaube ich, es hätte gewiss an jedem anderen missfallen; denn dies Lächeln, das aus dem Ernst hervorging, um ihm wieder Platz zu machen, glich eher einem Mechanismus als einem natürlichen Mienenspiel; der Ausdruck seiner Augen harmonierte nie mit dem seines Mundes. Aber da seine Umgebung sich beruhigt fühlte, wenn er lächelte, so hielt sie die Erleichterung, die sie darob verspürte, für eine Auswirkung seiner Liebenswürdigkeit.

2. Der Diktator im Verkehr

Um seine Absichten durchzusetzen, bekommt er gewöhnlich wie auf Kommando Wutanfälle, die die Leute so erschrecken, dass sie ihm in allem zu Willen sind. Ich will damit nicht behaupten, er sei wirklich jähzornig. Was bei ihm nicht Berechnung ist, ist Hass, und der Hass äussert sich gewöhnlich als Wut. Aber die Berechnung ist doch so stark dabei beteiligt, dass er immer nur so weit geht, als es den jeweiligen Umständen und Personen entspricht. Eines Tages erlebte ein Freund von mir, wie er einen saumseligen Beamten heftig anfuhr. Kaum hatte der Aermste zitternd und bebend das Zimmer verlassen, so wandte sich der Diktator zu einem seiner Adjutanten und sagte lachend: "Na, dem hab' ich mal einen tüchtigen Schrecken eingejagt!" — und einen Augenblick vorher hätte man meinen können, er sei seiner Sinne nicht mehr mächtig.

3. Der Diktator als Richter

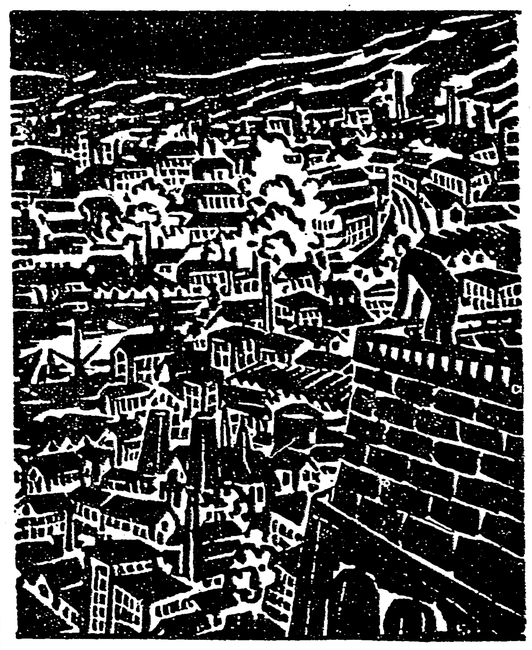
Anlässlich einer Verschwörung liess er 130 Revolutionäre nach einer Insel deportieren, oder vielleicht auch auf den Meeresboden, denn man hat nie wieder etwas von ihnen gehört. Die Liste der Verbannten wurde völlig willkürlich zusammengestellt. Wenn man sich darüber empörte, sagten die Verteidiger des Regimes, die Liste enthalte nur die Namen von Schuldigen. Mag sein, aber die Gesetzmässigkeit einer Handlung beruht auf dem Rechtsverfahren, nicht auf dem Tatbestand. Wenn man zulässt, dass 130 Verbrecher willkürlich deportiert werden, so hindert nichts, dass man später auch durchaus ehrenwerte Leute so behandelt. Die öffentliche Meinung wird sie verteidigen, sagt man. Aber was vermag die öffentliche Meinung ohne die Autorität der Gesetze, ohne unabhängige Organe? Es gibt keine Freiheit, keine Menschenwürde, keine Sicherheit in einem Lande, wo man erst nach Nam' und Ort des Opfers fragt, wenn es sich um eine Ungerechtigkeit handelt. Jeder ist unschuldig, bevor ein ordentliches Gericht ihn verurteilt hat. Und wäre er der grösste Verbrecher, sobald ihm der Schutz der Gesetze entzogen wird, muss sein Schicksal die anständigen Leute erzittern lassen wie die anderen.

4. Der Diktator als Redner

Die seltsamste aller Sammlungen wäre eine Zusammenstellung der Kundgebungen dieses Mannes. Sie bilden eine Enzyklopädie aller auf der Welt nur denkbaren Widersprüche. Wenn das Chaos den Auftrag erhielte, die Menschen zu belehren, würde es wahrscheinlich in dieser Weise abwechselnd den Frieden und den Krieg, Aufklärung und Vorurteile, Freiheit und Tyrannei preisen und alle Regierungen und Religionen der Reihe nach mit Lobsprüchen und Beschimpfungen überhäufen.

5. Der Diktator und Europa

Man hätte glauben können, die Mächte rechneten es sich zur Ehre an, das freiwillig hinzugeben, was sie sich lieber mit Gewalt hätten entreissen lassen sollen. Man beeilte sich, die Rechtsbrüche des Diktators zu legalisieren, seine Eroberungen anzuerkennen, während man ihn, wenn man ihn schon nicht besiegen konnte, doch wenigstens nicht hätte unterstützen sollen. Das wäre wahrhaftig von den Regierungen nicht zuviel verlangt gewesen; aber sie konnten sich in die neue Lage nicht finden. Der Diktator betäubte sie, indem er sie derart mit Drohungen und Versprechungen überschüttete, dass sie noch glaubten, einen Gewinn zu machen, wenn sie etwas hergaben, und sich über das Wort "Friede" freuten, als wenn es noch denselben Sinn gehabt hätte wie vorher. Der Diktator erklärte damals, die Welt brauche vor allem Frieden; jeden Tag unterzeichnete er einen neuen Vertrag, ungefähr wie Polyphem sorgfältig die Schafe zählte, die er in seine Höhle einliess.



HOLZSCHNITT VON FRANS MASEREEL